

In den Mauern

Otto Stoessl

491

Library of



Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION



Schriften von Otto Stoeffl

Leile, Novelle, Berlin 1898.

Rinderfrühling, Novellen, Reiseaugenblicke,
Berlin 1904.

Gottfried Keller, Essai, (Band X der „Literatur“),
Berlin 1905.

Konrad Ferdinand Meyer, Essai, (Band XXV
der „Literatur“), Berlin 1906.

In den Mauern

Erzählung von

Otto Stoeffl



Im Verlag von Julius Bard
Berlin 1907

I.

Das ebenerdige Zimmer des „allgemeinen Krankenhauses“ ging auf den Gartenhof hinaus und sah auf das blasse Grün des jungen Rasens und der eben frisch knospenden Bäume, unter denen genesende Pfleglinge in lichten Ritteln einzeln und paarweise sich ergingen. Man konnte den ganzen Platz überschauen, namentlich aber, was vor der Pförtnerwohnung geschah, die an der nahen rechten Ecke des Gebäudes lag. Ihre Tür stand offen, eine große schwarze Kasse lag auf dem roten Ziegelpflaster vor der Küche und schlief.

Zuweilen hörte man auch das mächtige Eingangstor in seinen Angeln knirschen, wenn es aufgetan wurde, um einen Wagen einzulassen, der unter starkem Hufschlag der Pferde einfuhr.

Die Geräusche draußen ließen die seufzende Stille drinnen doppelt empfinden, wo lauter

3491 (RECAP)

5

36
347

550971

Schwerkranke in den Betten ruhten. Aus einem und dem andern Lager kam ein Husten oder Stöhnen, Klagen oder schwere Laute des Schlummers, oder abgerissene Fieberreden.

Es war einer der Räume für die Lungenfächtigen, die in großer Zahl dieses Spital bevölkerten, da ihre Krankheit, das furchtbare Hausübel der Stadt Wien, unter fünftausend Toten, wie die öffentlichen Ausweise aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts feststellen, immer jeden sechsten hingerafft hatte.

Daß auch der noch ziemlich junge Mann, der da am Fenster saß, dieses Leiden und schon in sehr vorgeschrittenem Stande zu tragen habe, hätte man kaum glauben mögen, da er unbekümmert ausfaß und mit einer gewissen Sorgfalt und Sauberkeit, ja Gefälligkeit gekleidet war, wie sonst meist nur Gesunde sich um ihre Aeußeres kümmern. Aber gerade diese Krankheit leihet nur zu oft vom Dasein die blühendste Farbe, das volle Rot der Wangen, den Glanz heiß belebten Auges und auch eine Fülle von Wünschen und Hoffnungen, die das Bewußtsein mit schönen Bildern täuschen. Der offene Abgrund des nahen Todes ist vor ihren Blicken wie mit Rosen überdeckt.

Dieser Täuschung aber schien der Mann am

Fenster nicht unterworfen, denn in seinem Blicke lag der stille Ernst und eine fast freundliche Feierlichkeit, wie sie nur von ganzer Gewißheit des Geschickes eingegeben werden und nur den Mutigen gehören, die zwar besiegt, doch die Kraft ihres Willens und damit ihr aufrechtes Wesen bis zum Ende wohlgefaßt bewahren. Mit einer Deutlichkeit, die sonst dem Gesunden zum Glücke versagt ist, schauen sie in alle Winkel ihres Lebens, der Raum des Daseins ist von einem unbegreiflichen, kühlen Lichte ganz aufgehell't und liegt da: grausam vollendet und unveränderlich. Was sie sehen, steht längst außer ihnen wie ein fremdes wunderliches Stück. Nur in solchen letzten, von unheimlicher Kälte, durchschauerten Augenblicken, kann man sozusagen in einem Fieber der Besinnung die eigene Geschick so ruhig und von außen her ansehen.

Als er noch „lebte“, erschien ihm seine Welt so arm und unzulänglich, ihr Gang blieb hinter dem rascheren seiner Gedanken, dem lichterem und wärmeren seiner Empfindung weit zurück. Heute ist sie unendlich, da er sich auf sie besinnt.

Die Zukunft, sonst scheinbar der einzige Preis des Lebens, hat nicht mehr Reiz, als das Aufzählen der Rosenkranzperlen, aber die Vergangenheit enthält alle Schätze, das Sterben ist

gleichgiltig, aber das Gelebthaben eine unendliche Gabe.

So saß dieser franke Mann, Johann Bilgeri, ein Bürger aus dem Schottenfelde, mit blühenden Wangen, glänzenden, nach innen gefehrten Blicken am Fenster und schaute auf sein vergangenes Leben, das gegenwärtige war bloß von den traurigen Gebäuden dieses zaghaft grünenden Hofes umschlossen. Und über ein Weilchen kamen diese Mauern immer näher aneinander, bis sie vier enge Wände bildeten. Eines Tages tat sich die schwere Thür da draußen auf, die Hufe der Pferde schlugen gegen das harte Pflaster, das Geschirr klirrte, und der Wagen, mit Tüchern überdeckt, fuhr hinaus. Aber die vergangenen Jahre weiteten diese vier Mauern mächtig aus zur ganzen Unendlichkeit eines schönen, strahlenden, merkwürdigen Lebensraumes, erfüllt von Reiz und Bedeutung.

II.

Unweit der Höhen des Böhmerwaldes, wo die drei Länder Böhmen, Bayern und Ober-Oesterreich wie in einer scharfen, durch den Anprall hinangetriebenen Bergecke zusammenstoßen, lag auf einem Hochplateau ein Dorf. Seine weißen Bauernhäuser waren weit zerstreut, das

eine an den Wald, ein anderes an das Ufer des Flüsschens, ein drittes an einen langgestreckten Feldstreifen gebaut, eines unter Obstbäumen, das zweite vor einer Hopfenpflanzung, wie es Landleute lieben, die nicht gern einander beengen und sich einer strengeren Dorfordnung zu fügen meiden, so lange sie können. Jeder will das Seine zusammenhalten und überschauen, der Nachbar ist ihm gleichgiltig, er ist stolz genug, ihn auch nicht zu brauchen. Jeder sorge für das Seine.

Das Flüsschen, die Mühl oder eigentlich „die Michel“, wie man es im Lande nennt, schwast sich behaglich durch das weite, hohe Thal. Langsam steigt die Straße neben diesem Wasser empor. Es weht eine starke, schwere Luft. Große stille Wälder liegen da und weite grüne Wiesen. Auf der einen und der andern dunkeln Höhe der fernen Nadelholzberge steht ein altes Gemäuer verfallener Ritterburgen, deren Geschlechter längst verstorben und untergetaucht sind in den gemeinen Strom alles Kommens und Gehens.

Schon aber hat eine neue Zeit ein neues Netz gesponnen, das die Menschen wiederum wie immer in feiner Abhängigkeit verflucht.

An den Ufern treiben Mühlen. An den

Hängen wird hochragender Hopfen gebaut, und auf den Wiesen liegt im Sommer die weiße Webe ausgebreitet und duftet, gibt ihre grobe Farbe hin, atmet das weiße Silberlicht der Sonne und die Luft der Höhe, allen Wohlgeruch der tausend Blüten ein, um blendend den Schein und gebleicht den empfangenen Duft milder wieder auszuhauchen. Die drei Ernten der Gegend: Hopfen, Getreide und Linnen sammeln sich schon in größeren Scheuern und verlassen rasch den einzelnen Bauern, der angebaut und geerntet hat. Langsam beginnt der Bürger — wir schreiben 1779 — mit seinem Handel und seiner Unternehmerlust auszugreifen. Ueberall findet er seine geeigneten Plätze, und wie früher die Ritter sich festzusetzen mußten, wo der Blick scharf ein weites Gebiet bestreichen konnte, das dann von eisernem Arm zu beherrschen war, so baut der Kaufmann und Fabriksherr seine Betriebsstätten an die Orte, wo die Ernten in natürlicher Vereinigung zusammenfließen wie eine Quelle mit ihren Geschwistern.

Das Dorf, von dem wir sprechen, ist derart einem neuen Geschlecht auf neue Weise pflichtig geworden. Der „alte Felsler“ war der Herr der Gegend. Sein Vater, noch ein grober Bauer, hatte seinen Flachß nur zu eigenem Gebrauch

gesponnen und gebleicht. Er aber, zeitig in die Welt hinausgeführt, hatte in der Hauptstadt das Webergewerbe als kunstreiches Handwerk gelernt, mit zäher Ausdauer und Sparsamkeit sein Ererbtes vermehrt und sich zum Sammler dieser Ernten und zum großen Arbeitgeber aufgeschwungen, der nun an alle Uermeren Rohmaterial verteilte, es zum Weben, zum Bleichen ausstat und das blendende Gespinnst, wenn es in seine Hände zurückgekehrt war, wieder an die Käufer in der Ferne mit Gewinn weitergab, so daß statt der Früchte eigener Arbeit, statt der Reichtümer, die sich in Kammern und Kasten sammeln, das leere Geld in dieses Tal rollte, um rascher wieder wegzufließen, dies teure Geld, womit man alles kaufen kann, aber auch alles kaufen muß, weil man nichts mehr besitzt, diese wunderliche blanke Münze, die mit dem ruhigen Erbe alten eigenen Bodens gemach auch den Besitz an Geduld, Kraft, Heimatliebe, Gesundheit wegschwemmt und so schwer erworben, so leicht auch im Gewinn der scheinbaren Güter zerronnen ist, die sie mehr zu schaffen vorgibt, als wirklich schafft.

In diesem Tale lag inmitten seiner Wiesen, Hopfenpflanzungen und Aecker, die bis an den Rand des Waldes reichten, noch weiter von den übrigen Dorfhäusern entfernt, als diese von ein-

ander, in einer besonderen Einsamkeit ein weiträumiges, von allen Seiten sichtbares, weißes Gehöft mit hohem Schindeldach und angebauter Scheune: der Bilgerihof, der nach der Familie Bilgeri hieß, welcher er seit Menschengedenken gehörte.

In dieser Zeit der beginnenden neuen Abhängigkeit von den neuen Mächten, — Zehnt und Frohnden waren härter gewesen und hatten ein härteres Geschlecht zu stärkerem Widerstand gezogen, — war der alte Reichtum dieser freien Bauern arg eingeschmolzen. Teilungen, Grenzstreit, Steuern, Kriegsdienste, allzuwiele Mäuler an der Schüssel, allzuwiele Erben an der Bahre hatten den Besitz, der einst manche Morgen weit über Wälder und Wiesen sich erstreckt, ordentlich zusammengezogen, so daß er heute wenig mehr, als das große Haus und seinen nächsten Umkreis umfaßte.

Auch innerhalb der Familie ging es nicht mehr in der alten, strengen Ordnung her, die Zeit, die Schicksale zehrten den ererbten Besitz an Kraft allmählich auf. So hausten jetzt der alte Bilgeri, seine Tochter und seine drei Söhne in der Wirtschaft. Man kann nicht sagen, daß sie sich unter einander nicht vertrugen, aber sie gehörten auch nicht zu einander, sondern lebten so nebenher,

wie es Gewohnheit und Nothwendigkeit mit sich brachten. Die Mutter, die das Ganze hätte zusammenhalten können, war früh gestorben, der Vater, jetzt ein eisgrauer, schon gebückter Mann, ging mehr als Amtsperson von halb städtischem Ansehen und Wesen herum, denn als Bauer. Er hatte nämlich die Stelle eines Dieners beim Pflugschaftsgericht inne, aus altem Ehrgeiz, eine Art von Macht zu genießen, nicht so sehr wegen des dürftigen Lohnes, der mit dem Aemtlein verbunden war. Seine drei Söhne wirtschafteten als Knechte, nicht eben besonders faul, aber auch nicht besonders geschickt oder fleißig und brachten mit ihrer Arbeit ein, was Agnes, die Tochter, so ungefähr am Herde und im Hause wieder verbrauchen mußte. Diese Agnes war der eigentliche Mann in der Wirtschaft, ein großes, stattliches, stolzes Frauenzimmer, mit herben Gesichtszügen. Aber wie es Weibern und gerade den stärksten oft ergeht, hatte sie ihre Kraft nicht zur Beherrschung ihres Geschickes anzuwenden gewußt, sondern war ihr eigentlich ganz erlegen, indem sie sich schön, heiter und gesund in einen hübschen Burschen, einen reichen Bauernsohn, verliebte; mütterlos, ohne Arg dem Ruf ihres jungen Blutes, nicht der ärmlichen Mahnung von Sitte und Vernunft gehorchend, gab sie sich

ihm hin. Und er, der sie gerne geheiratet und das Kind, das sie trug, ehelich gemacht hätte, stieß auf den Widerstand seines Vaters, eines zähen Geizhalses. Nun hätte er ihn vielleicht besiegen können, wenn Agnes sich zu Bitten, Tränen, Stürmen verstanden hätte. Aber da sie an ihrer Liebe so wenig, wie an ihrer Frucht irgend einen Anstoß nahm, sich in ihrer Ehre nicht gekränkt, in ihrer Weiblichkeit mehr geehrt, als verletzt fühlte, sagte sie in ihrem ruhigen Stolz, wo sie nicht willkommen sei, bleibe sie ferne, er möge sich nicht weiter mühen. Sie habe ihn gern gehabt, nicht weil er sie heiraten könnte, sondern weil er ihr gefallen habe, und so lange sie ihm recht sei und er ihr, möchten sie auch unvermählt zusammenhalten. Würde es einmal anders, so wolle sie's verschmerzen und ihm keine Last sein, da sie frei leben könne, so lange sie ihr Dach über sich wisse.

Den alten Bilgeri hatte sie, wie sie ihn längst beherrschte, mit einigen Schwierigkeiten zwar, aber schließlich doch beschwichtigt, die Brüder, jünger als sie und selbst nicht ohne böses Gewissen, murrten und fügten sich, und so brachte die ledige Mutter in Ruhe und mit der Würde, die jeder Mutterschaft zukommt, einen Knaben, ihrem greisen Vater einen unehelichen Enkel zur Welt.

Dieses Kind lebte nun wie die Tiere in Haus und Hof, sog sich an der gesunden Brust der Mutter satt, spielte lächelnd mit den blanken Knöpfen an des Großvaters Rock, taumelte dann mit seinen ersten Schritten unter den Hühnern, wälzte sich im Gras, bis es auf einmal gerade und sicher ging, in seinen dunklen Augen klaren, frischen Verstand und muntere Laune zeigend.

Seinen Vater lernte es leider nicht kennen. Denn der war, unmittelbar nachdem sein Geizhals von Erzeuger das Zeitliche gesegnet, so daß ihm der Weg zur Ehe frei gewesen wäre, selber unversehens von einer plötzlichen schweren Krankheit hingelegt worden. Und Agnes verschmerzte über der täglichen Arbeit, die durch den Kleinen noch vermehrt war, den Verlust ziemlich leicht, wie es zu gehen pflegt, wenn das Weib geboren hat. Die befriedigten Sinne wenden sich von den Rechten der Leidenschaft ab und den stilleren Pflichten der Mutterschaft zu und finden ihre Ruhe.

Nun wäre der kleine Johann Bilgeri vielleicht auf diesem Hof herangewachsen wie seine Mutter und Oheime, ohne viele Fragen und Zweifel, ohne Schule und ohne Wünsche, wäre ihm nicht eines Tages der Herr der Gegend als dem ersten nach einem guten Gelübde begegnet.

Das kam so. Der alte Felsler war in erster Ehe mit einer zarten, schönen, blonden Frau verheiratet gewesen, die er in Wien kennen gelernt, aus städtischen, feinen, aber schmalen Bürgerverhältnissen mit entschlossenem Willen zu sich gezwungen und auf das Land in sein reiches, derbes Haus geführt hatte. Die Arme hatte nicht einmal recht Zeit gehabt, sich zu besinnen, ob sie denn auch glücklich war, da sie nach kaum einem Jahre der Ehe über der Geburt eines Knaben starb.

Dieser wurde vom Vater mit der leidenschaftlichsten Zärtlichkeit geliebt und verwöhnt, von den besten Lehrern erzogen und kaum zum Süngling erwachsen, in die Fremde geschickt, sich in den weiten Verhältnissen und Handelsbetrieben des Auslandes zum Großkaufmann heranzubilden. In Marseille und Lyon sollte er vor allem die große französische Seidenerzeugung studieren, da der alte Felsler durch ihn die Seidenweberei einzuführen, und im Lande zu betreiben gedachte, welche eben in Oesterreich einen großen Aufschwung zu nehmen begonnen hatte, der für die Zukunft noch bedeutende Steigerung verhieß.

Aber das sanftere Wesen der Mutter oder der Einfluß der sorgfältigen Erziehung und behaglichen Lebensführung hatten den Sohn zu

einem ganz anderen Menschen gemacht, als der Alte dieß gewünscht und vorausgesehen haben mochte. Jedenfalls war der junge Heinrich Felsler ein Mann von Welt, mit allen schöngeistigen Neigungen einer sentimentalischen Natur, nicht der Sohn eines alten Bauerngeschlechtes, sondern das zärtliche Kind der Wertherzeit.

So wenigstens kam er aus der Fremde in sein Heimatdorf zurück. Der alte Felsler hatte unterdessen zum zweiten Male geheiratet und zwar eine Wittwe mit zwei Töchtern, eine verarmte Adelige der Gegend, gebieterisch, streng, tüchtig, aber habgierig, sie bemächtigte sich des Haushaltes, und führte eine ebenso sparsame, wie kluge Wirtschaft. Sie war in gewissem Sinne weder gut noch schlecht, indem sie von vornherein den Menschen, verwandten, wie fremden, gleichgiltig gegenüberstand und nur das Nächste, dieß aber mit einer harten, knöchigen Hand faßte und meisterte. Sie wollte weder wohl noch übel, aber sie wollte, und der Wille nach eiserner, geordneter Herrschaft befehlte ihr sonst feellofes Dasein. Ihr waren auch ihre Töchter aus erster Ehe nachgeraten, und das war noch ein Glück, denn der Vater, ein ausgedienter Offizier, hatte sich als Trinker durch das Leben gerollt. Sie halfen ihr mit einer

trübseligen, ärgerlichen, gelassenen und stetigen Entschlossenheit in den Geschäften des großen Besitzes.

Warum der alte Felsler diese anmutlose Frau und ihren Anhang genommen hatte, wurde nie recht klar. Wollte er endlich wieder ein ordentliches Heim haben und vor Verwirthschaftung sicher sein, oder sehnte er sich unbewußt, wie so mancher Willenskräftige nach einem starken Gegenspiel, kurz er heiratete ohne Liebe und hatte sich in dieser würzelosen Alterssehe so gut es gehen mochte, zurecht gefunden, als ihm der Sohn zurückkehrte.

Bald nach der ersten Freude des Wiedersehens aber begann ein starker Kampf in diesem Hause zwischen dem Vater und dem Sohne, zwischen der Frau und dem Sohne, zwischen dem alten Felsler und der Frau, ein Kampf aller gegen alle, wie er zuweilen innerhalb einer Familie furchtbar vor sich geht.

Nicht ohne Erstaunen hatte der junge Heinrich, von Wien, wo er sich nach der französischen Reise eine Weile aufgehalten und wo er sein Herz verloren hatte, heimgekehrt, als Stiefmutter die ältliche fremde Frau vorgefunden. Als er das erstemal nach vielen Jahren der Abwesenheit das große Eßzimmer wieder betrat, wo an

der Wand gegenüber der Türe, wie ein seliger, anmutiger Geist das zarte Bild seiner eigenen Mutter hing, saß zu Häupten des Tisches an dem so lange Jahre leer gebliebenen Plaze diese neue Herrin. Unwillkürlich traf sein Auge sofort das blonde Bild und gleich dann die schwarze, aufrechte und strenge Gestalt der Fremden. Sie zeigte grobe, schwerfällig gebildete Züge, grobe Hände und einen derben, knochigen Körperbau, wie sie sich ruhig aufrichtete und ihm fragend halb, halb grüßend entgegenblickte.

„Sie sind der Heinrich“, sagte sie, ohne daß ihr großer, scharfer Mund mit den schmalen Lippen lächelte.

„Ja, und sie sind meines Vaters Frau, wie ich sehe“, antwortete Heinrich.

„Der Vater ist in der Fabrik, er wußte noch nicht, daß Sie so früh kommen, wir erwarteten Sie erst zu Abend, ich will ihn rufen lassen. Indessen, Ihr Zimmer ist hergerichtet. Sie wollen sich dort ein wenig herstellen, bei Tische werden wir uns wiederfinden“ . . .

Mit einem bloßen Nicken ging Heinrich, ging über den Flur, die braune Holzterrappe hinauf nach seinem Zimmer. Erst hier atmete er auf, sah sich um und erkannte, daß er aus der Fremde in die Fremde gekommen war.

Das war nicht mehr das alte Vaterhaus und seine Heimat, sondern die Wohnstätte dieser großen, starken, unbekanntes Frau.

An dem Zimmer hatte sich beim ersten Anschein nur wenig verändert.

Noch stand beim Fenster das Bett mit seinem braunen Bezug und an der Wand gegenüber der alte Schrank mit seinen feinen Einlagen aus gelbem Holze, daneben die Kommode mit ihren vier Laden, aber das Messing ihrer Griffe glänzte kalt und frisch und die Stehuhr mit den Alabastersäulen tickte hart. Sie war aufgezogen worden. Die Stube war stumm, frisch geweißt und strömte einen Geruch harter, fremder Einsamkeit aus. War das noch seine Knabenwohnung, wo er nach einem vertanen und vertollten Tag geschlafen hatte, bis die Morgensonne ihn zu neuen Träumen geweckt?

Und wo war das goldgerahmte Medaillon seiner Mutter, dies kleine auf Elfenbein gemalte Brustbild, das in seinen Knabenjahren über seinem Bette hing? Er schüttelte den Kopf, als müsse er alles Vergangene ablegen, wie ein zu kurz gewordenes Gewand und die ungewohnte Gegenwart annehmen, statt des nachgedunkelten frommen Bestern. Jetzt sah er

es, daß er in der Fremde noch das Kind gewesen war, daß er nun zu Hause nicht mehr sein dürfe. Liebgewordenes hatte er verlassen und Liebgewesenes wieder aufgesucht, das sich ihm hart entzog. Sein Vater war ihm plötzlich ein fremder Mann, seitdem er diese fremde Frau hatte.

Er kämmte sein Haar, das er nach der französischen Sitte nicht mehr in einem Haarbeutel und weiß gestäubt, sondern in schlichten Locken bis zu den Schultern trug. Hier zu Land waren die Köpfe kurz geschoren. Er legte seinen blauen Frack an und eine frische Halsbinde. Sein Gepäck war ihm auf die Stube gebracht worden. Unwillkürlich hatte er den Schrank und die Laden der Kommode geöffnet und alles leer gefunden, wo sonst seine feine Leinenwäsche ihren Duft ausgeströmt hatte. Aber das Elfenbeinbildchen der Mutter, als das einzige aus der früheren Zeit Verbliebene lag, sorgfältig in Papier verpackt, in der Lade. Er nahm es heraus. An der Wand über seinem Bette suchte er den Haken, woran es früher gehangen. Vergeblich; die Wand war frisch geweißt und der Haken war beseitigt. Mit einem schmerzlichen Lächeln legte er das offene Bild auf den Tisch und verließ das Zimmer.

So fremd wie seine Stube fand er das ganze Hauswesen, alles in guter, strenger, kalter Ordnung, peinlich genau geregelt für jeden Genossen, einen Lebensplan, der keinen Eigenwillen kannte.

Hier sollte er sich einfügen. Auch für ihn war sein Platz ausfindig gemacht, er mußte das seine tun, nicht als freier Sohn und Erbe, sondern als Glied einer arbeitenden Gemeinschaft, die selbst den Vater völlig einbezog in den früher weiteren und freieren Kreis der Pflichten und Geschäfte.

Die Frau mit den Töchtern versah ruhig das große Hauswesen, vor allem die Küche, die alle Mitglieder der Wirtschaft, alle Beamten und Arbeiter auspeiste, etwa fünfzig Menschen saßen an dem Tisch zu Mittag und das Essen war nicht fein und sorgfältig erlesen, wie er es in der Fremde selbst gewohnt war, wo er sich als reicher junger Mann, seinen Mitteln gemäß, vornehm verköstigt hatte, sondern gesund, aber derb, wie eben fünfzig Leute in einem halb bäurischen Hause abgefüttert werden.

Er saß nicht etwa am Kopfende der langen Tafel neben dem Vater, sondern da alle Plätze natürlich seit geraumer Zeit besetzt waren und es nicht anging, einen für ihn freizumachen, zu

unterst neben einem der Knechte, der nach Stall roch und sich beim Essen der schmutzigen Finger bediente, wenn der Bissen sich nicht leicht auf die Gabel bringen ließ.

Und auch in der Fabrik galt er nicht als Sohn und Erbe, sondern als der letzte Ankömmling. Er bekam nichts mit den Büchern, nichts mit der Oberaufsicht, nichts mit der Weberei selber zu tun, weil jede Stelle versorgt war, sondern mußte Hilfsdienste leisten, wie sie der Augenblick ergab. Jetzt war ein Brief zu schreiben, jetzt ein Faß Bier zu spunden, heute das Beladen eines Wagens zu überwachen oder ein Stück Webe anzusehen.

Selbst mit dem Vater konnte er kaum mehr als das Nötige sprechen, weil dieser in der strengen Ordnung der Dinge verharrete, vielleicht auch nicht ohne Absicht, um jeder Auseinandersetzung auszuweichen und den Sohn an diese Zucht zu gewöhnen.

Der aber wollte sich um seine Freiheit wehren. So leicht sollte er nicht ein Werkzeug und willenloser Knecht auf seinem eigenen Heimatboden werden. Das erste war, daß er nicht mehr zum Mittagessen erschien und auf seinen unteren Platz an der Tafel der Hausgenossen verzichtete. Vielmehr ließ er sich in der Herberge des Ortes

ein anständiges, sorgfältiges Essen zubereiten und einen guten Wein dazu geben.

Das zweite war, daß er nicht das grobe Arbeitsgewand anlegte, das sein Vater seit jeher trug, halb bäurisch halb städtisch, fleckig und unordentlich. Sondern er ging immer sauber und vornehm, wie er es in Frankreich gelernt, in weißen enganliegenden Hosen, in Stiefeln mit langen gelben Stulpen, in blauem Frack und weißer seidener Halsbinde, eine goldene, feingliedrige Venetianerkette umgeschlungen, woran ein Medaillon mit einem teuren Bilde hing.

Sein Windspiel war ihm nachgeschickt worden, welches er einst zu Livorno gekauft hatte, weil es ihm wegen seiner sanften, vornehmen, freilich ein wenig dummen Anmut wohlgefallen hatte.

Mit diesem Hunde, einem hochbeinigen Tierchen von seidengrauer Farbe, wanderte er, wann es ihm beliebte durch den Ort, an alle Plätze seiner Kindheit, an das Ufer des Flüßchens unter die Haselbüsche, wo er einst gebadet hatte, in den alten Wald, zu den Wiesen

Und als er der blöden Einsamkeit des Ortes müde wurde, dehnte er seine Wanderschaft aus bis zu dem kleinen Marktflecken, der etwa eine Stunde weit ablag, wo er bald Gesellschaft fand,

Adelige aus den paar noch bestehenden Familien, etliche Domänen- und Kanzleibeamte, Forst- und Wirtschaftsleute, denen sich Durchreisende von ungefähr zugesellten. Das war ein fröhlicher, wenn auch nicht besonders gewählter Umgang. In der Fremde hätte er sich solcher derber, ungeschlachter Zechgenossen geschämt, hier mußte er vorlieb nehmen, aber er führte wenigstens ein bißchen feine Zierlichkeit und Bildung in diesen ländlich-provinzialen Kreis, die letzten Wiszworte aus Paris, die letzten, freilich draußen schon altmodischen Begebenheiten der großen Welt und wenn schon gar nichts helfen mochte, brachte er seine Guittarre mit, die er an einem blauen Bande trug. Er hatte in Frankreich Laute spielen gelernt und sang dazu mit seiner hübschen Stimme französische Modelieder und deutsche Lieder, auch solche, die er selber gedichtet hatte, schmachtende, zärtliche Lieder, aus denen allen eine ziervolle Gestalt zu schweben schien, der sie galten, Lieder, aus denen zwei große dunkle Augen bewegt zu lächeln schienen, zwei Augen, die ihm in die ferne Fremde nachblickten, wo immer er war, so hoffte er wenigstens, oder sollten diese Augen jetzt jemand andern grüßen?

Aus den Briefen, die er schrieb und empfing, schöpfte er Trost und verbarg sie an

seinem Herzen. Während er auf diese Weise sein Leben nach seinem Geschmack führte, einem Streite mit der fremden Frau aus dem Wege ging und die Auseinandersetzung mit dem Vater nicht suchte, da sie sich nicht bot, kämpfte eben sein leerer Platz bei Tisch, seine ungetane Arbeit im Hause, die verschmähte Gemeinschaft der Familie diesen Kampf, stärker als er selbst es vermocht.

Die fremde Frau richtete sich auf in all ihrer Kraft und Zurecht, sie mußte sich hier einen Besitz, ihren Töchtern ein Erbe bereiten, der Sohn übernahm sie, wie eine Gleichgiltige, er fügte sich nicht, so sollte er weichen, sie wich nicht mehr. Lange genug hatte sie in ihrer ersten Ehe mit dem heimlichen Elend gekämpft, ihre Kinder unter Hunger und Angst erzogen, einen verkommenen, verarmten Mann mühselig vor der Schande bewahrt, jetzt wollte sie ihre Tage in Arbeit zwar, aber im Wohlstande beschließen, hatte sie, die Adelige den alten Bauern, denn anderes war Fels ja nicht, genommen, so sollte sie doch wenigstens durch ehrenvollen Reichtum, durch Macht und Erbe entschädigt werden für dies ganze verfehlte Leben, woran ihre Schönheit und Jugend, ihre Hoffnung auf Liebe und Glück zugrund gegangen waren, so daß ihr nicht mehr

geblieben, als ihre Haltung und Willenskraft.

Der alte Felsler aber, der wie sie, Zeit seines Lebens in harter Mühe aufgewachsen war und heute kaum mehr begriff, daß er ein solch träumerisches Kind, wie seine erste Frau zu lieben, zu besitzen gewagt hatte, daß es eine Lust und einen Traum im Leben gab, wurde, ohne besonders dazu aufgehetzt worden zu sein, gegen den Sohn erbittert, der sich allen Pflichten entzog, für den das Dasein mehr war, als ein geregelter Stundenplan, der Wünsche hegte über die steigenden Erträge sparsamer Jahre hinaus, Wünsche nach Liedern zur Laute, nach zwei fremden, großen, zärtlichen Augen. Denn dies ahnte der alte Felsler sehr bald, daß der Sohn keine reiche, aus den Töchtern der Gegend ausgewählte Erbin nehmen werde, sondern daß eine Fremde sein Kind erobert hatte, die nun in alle Gedanken eingeschlossen war, die der junge dachte, aus allen seinen Wünschen lächelte und durch alle Träume wandelte, die er bei Tage wach und Nachts im Schlafe träumte.

Wozu war aber diese ganze Arbeit, der ganze Aufstieg der Felslerschen Familie, wenn der Sohn einen anderen Wunsch als sein Haus, einen anderen Traum als dessen Glanz hatte,

wenn er seine Pflicht vernachlässigte und als Cavalier lebte.

Es gab allmählich böse Blicke des Vaters, die von dem Sohne mit einem arglosen Lächeln, spitze Reden der fremden Frau, die mit einem verächtlichen Herabziehen der Lippen oder mit einem Achselzucken erwidert wurden. Man nahm ihm seine Arbeitszuteilung ganz, so daß er überflüssig und verlegen da stand, wenn er schon einmal zur Zeit kommen und wie zur Zerstreuung im Geschäft etwas tun wollte.

Man beachtete ihn gar nicht mehr, als habe er sich durch sein Tun selbst aus der Gemeinschaft der Ernsten und Fleißigen ausgeschlossen, ließ ihn seiner Wege gehen, wie er mochte, und die fremde Frau, und ihre Töchter eiferten in doppeltem Fleiß und doppelter Strenge.

So in die Rolle eines Nichtstuers und Taugenichts gedrängt, übertrieb der junge Mann eine Weile dies Leben der Tollheit und Ungebundenheit. Aber es bedurfte nur eines Anstoßes, um ihn aus dieser verhassten unfreien Lebensführung ein für allemal herauszureißen. Und für jeden Menschen, den das Schicksal einer starken Entscheidung zutreibt, gibt es heut oder morgen solchen Anlaß, und wäre es nur die hoffnungslose Öde eines Regentages, oder eine

durchwachte Nacht, oder was ein törichter Beobachter etwa als üble Laune ansieht, die vielmehr oft genug ein äußeres, leßtes Aufzucken, der Widerschein inneren Gewitters ist vor dem einschlagenden Entschluß.

Kurz, er saß einmal wieder im Wirtshause des Marktes an der Honoratiorentafel, inmitten seiner Gesellschaft, als sich ein gutgewachsener, ansehnlich gekleideter Fremder ihnen anschloß, der nur ein paar Stunden bis zum nächsten Pferdewechsel sich im Orte aufhielt, ein feines Essen bestellte und seinen Wein an dem Ehrentische zu trinken eingeladen wurde. Der Herr, ein Wiener, war in Geschäften eine zeitlang umhergefahren, um nun wieder in die Vaterstadt zurückzukehren. In den Gesprächen, die bald auf einen bewegten Dialog zwischen ihm und Heinrich Felsler hinausliefen, war die Rede von Wien, von seinen Ereignissen, Schönheiten, von dem Zauber, den es für jeden Österreicher, der einmal hinkam, dauernd bedeutet, von dieser Anmut, mit welcher es schmeichelnd, betörend, und nicht ohne Urglist alle einhüllt, als sei seine Luft, sein Glanz, alles nur ein Trank des Vergessens.

Es zeigte sich, daß auch der Fremde keineswegs zufrieden war mit seiner Stadt und seinem

Land, ohne recht zu wissen, worin der Druck bestand, der über den Gemütern lastete; nach langen Kriegen stockte der Verkehr, man lebte wie in einem Winkel, fern von allen freien Entwicklungen des deutschen Lebens, die zuletzt nur und in einem geflissentlich abgedämpften Laut zu den Menschen dringen durften. Aber es war doch Wien, die Stadt, die in einer unverlierbaren Schönheit dastand, der niemand sich entziehen, keiner Liebe versagen konnte, welche sie freilich nur launenhaft erwiderte durch ein nachlässiges Lächeln ihrer Sonne, durch ein angenehmes Frauenzimmer mit leichtem Gang, das sie einem morgens entgeschickte, oder sonstwie.

Und es war Wien, das aus diesem Fremden sprach, Wien, das aus diesem Gespräche grüßte mit seinen alten stillen Gassen, mit der Burg, die inmitten der umgrünenden Basteien, wie eine graue fette Spinne in einem schön gewebten Neze dalag, Wien mit seiner steinernen Kirchen Anmut, mit dem Rauschen der alten Brunnen, mit dem breiten Strom und den blauen Bergen, Wien mit dem einen schönen Mädchen, dessen zwei Augen den armen Heinrich grüßten, umso lebhafter und siegreicher, je länger er ihr und voll Verlangen fernbleiben mußte.

Und so stark, so unüberwindlich wurde der

Ruf dieser Stadt und der Geliebten an dem Abende, in der Stunde des Gesprächs mit dem Unbekannten, daß Heinrich plötzlich die Laute, die er achtlos auf den Knien gehalten hatte, hie und da wie im Traume an den Saiten zupfend, von sich in die Ecke warf, daß sie schütternd hinfiel und das Windspiel, welches zu seinen Füßen im Halbschlummer gelegen, bebend aufsprang und zu heulen begann.

Heinrich erhob sich ungestüm, überzählte rasch seine Barschaft, fragte den Fremden, ob er ihn mitnehme und auf dessen höflich erstaunte Antwort, er möchte sich an die Wirtin wenden, ob der zweite Platz in der Diligence noch frei sei, vergewisserte er sich dessen, stürzte rasch einen letzten Becher Weines hinunter und begab sich mit dem Reisegefährten von seiner verwunderten Gesellschaft wie zu einem Hauptspañ begleitet, in den Hof, setzte sich in den Wagen und fuhr bei Nacht und Nebel davon.

Der alte Felsler, der von dieser Flucht nichts wußte, beachtete seine Abwesenheit zuerst nicht, als aber zwei Tage, dann eine Woche, endlich deren zwei verstrichen waren, ohne daß der Sohn sich wieder zu Hause hätte blicken lassen, wurde er stutzig. Das war ja schon vorgekommen, daß Heinrich mehrere Nächte im Marktsteden

zugebracht hatte, aber schließlich kehrte er doch immer wieder und versah, wenn auch unlustig seine geringen Geschäfte.

Nun mußte er sich doch wohl um den Burschen umsehen. So wanderte er eines Tages selbst hinüber, kehrte im Gasthose ein, bestellte ein karges Essen und fragte die ehrerbietig ab- und zugehende Wirtin mit seiner groben, kurz-angebundenen Gelassenheit, wo sein Sohn stecke. Als ihm die schlau-lachende Frau mit schlecht verhehlter Spannung mittheilte, der junge Herr sei an jenem Abende, wie er stand und ging, in die Postkutsche eingestiegen, die nach Wien bestimmt war, knurrte er etwas in sich hinein. Sein Gesicht, das wie aus altem, faserigen gelben Holze geschnitzt war, zog sich noch mehr zusammen, daß die Augen hinter den Runzeln verschwanden, um sich nicht zu zeigen und der gekniffene Mund sich fast einzustülpen schien. Er schwieg aber. Schließlich zahlte er die Zeche, trank sein Viertel Wein mit einem Schluck wie eine bittere Medizin aus, kehrte dem Zimmer den Rücken und ging, auf seinen Knotenstoß gestützt, mit festem Tritt hinaus.

Zu Hause angekommen wandte er sich seinen Geschäften zu, ohne sich weiter von der Sache anfechten zu lassen, nur als er abends im Eß-

zimmer das Nachtmahl eingenommen und seine Leute verabschiedet hatte, sagte er zur Frau, die allein mit ihm in der Stube zurückgeblieben war: „Du, der Heinrich ist fort.“

Diese, der die Nachricht schon längst von anderer Seite zugebracht worden war, erwiderte, die Achsel zuckend: „Er hat bei uns kein Gut getan. Er muß sich wohl erst ordentlich seinen Kopf anstoßen, dann wird er schon begeben und zurückfinden, paß nur auf, wie klein er zurückkommt.“

Da stand der alte Felsler auf und blickte seine Frau mit solchem Zorn an, wie noch nie und sagte: „Der Bub hat ganz recht gehabt auf seine Art, aber wenn er klein zurückkommt, wie Du sagst, dann kann ich ihn nicht brauchen und das will ich nicht hoffen, merk Du Dir das“.

Die Frau, die nach Weiberart, nun, da sich die Sache entschieden hatte, die vorläufige Lage der Dinge bestens auszunützen dachte, besann sich nicht lange, sondern meinte, ihr stärkster Gegner habe das Feld geräumt, an ihr sei es den Sieg auszunützen, tat mit doppeltem Eifer das Ihrige, und so verging die Zeit im altem Geleise der Arbeit, ohne weiteres Fragen und Zögern, während der alte Felsler, inmitten seines wie von selbst unheimlich anwachsenden, doch zweck-

losen Reichthums, immer gebückter in Haus und Hof, in Wert und Dorf umherging, mit immer verzwickteren Zügen, immer grauerem Haar und und immer härteren Stoppeln im gelben, furchigen Gesichte.

Keiner wußte, was in dem alten Manne vorging und seine Frau mochte längst glauben, ihr Spiel gewonnen zu haben, denn scheinbar setzte sie in allem ihren Willen durch.

Aber sie sah es freilich nicht, oder wußte es nicht zu deuten, als ihr Mann an einem Frühlingstage seltsam unruhig, das gewohnte Essen stehen ließ, sich vom Sessel erhob, und während alle Hausgenossen noch bei Tische saßen, mit starkem Tritt in der Stube umherging.

Sie wußte nicht, daß er an dem Tage von seinem Sohne einen Brief bekommen hatte, worin ihm dieser seine Heirat meldete.

Sie wußte nicht, daß der Alte gar wohl die Verlocke kannte, die der Sohn an seiner goldenen Halskette trug, worein das Bildchen eines zarten Wesens eingeschlossen war, dessen zwei Augen strahlten, dachte sie doch nie an Schmuck und Lust des Lebens, weder bei sich noch bei andern.

Wieder verging ein Jahr. Und die Frau wußte nicht, daß ihr Mann abermals — dies

war im Hochsommer — einen Brief von seinem Sohne bekommen hatte. Wie sollte sie auch an solche Dinge denken bei ihrer harten Arbeit um die Erbe und bei der zornigen Verschlossenheit ihres Mannes, die sie zu ihren Gunsten deuten mußte, war doch Heinrich ohne Abschied von seinem Vater weggegangen.

In diesem Briefe meldete der junge Mann die Geburt eines Töchterchens. Die Frau wußte nicht davon, daß der alte Felsler durch seine Geschäftsfreunde in Wien hatte erheben lassen, wie sein Sohn sich fortbringe, denn von seinen Lebensumständen hatte Heinrich nicht ein Wort geschrieben.

Felsler erfuhr, daß der Sohn in einem alten Seidenhause als Angestellter sich dürftig, aber anständig durchschlage und so viel bekannt sei, in glücklicher und zufriedener Ehe lebe.

Am dem Tage aber, wo ihm die Geburt des Enkelkinds angezeigt wurde, tat der alte Mann bei sich eine Art von Gelübde, er wolle einem kleinen Kinde etwas Gutes tun und sein Auge einmal auf einem fremden Menschen-schicksal wohlwollend ruhen lassen.

Und an diesem Tage begegnete er dem alten Bilgeri, der gerade mit seinem Enkelchen Johann auf der Straße ging und das Werk des alten

Felser auffuchen wollte, um ein Stück Webe abzuliefern.

Der kleine Johann ging an des Großvaters Hand ganz ehrbar seines Weges, drehte den neugierigen Kopf dahin und dorthin und schaute so auch den Herrn Felser ganz ohne weiteres an als ein interessantes fremdes Ding, wie eben Kinder pflegen und ohne die besondere Ehrfurcht, mit der sonst der alte Herr angesehen wurde.

Dieser blieb stehen und sprach den Bilgeri an, der respektvoll grüßend vorübergehen wollte.

„Ist das Euer Enkelkind?“

„Zu dienen, Herr von Felser.“

„Von der Agnes, gelt? Wie heißt Du, Bürscherl?“

Der angeredete kleine Mann aber hatte etwas Wichtigeres zu tun, als auf diese, wie ihm schien, ganz überflüssige Frage, zu antworten, er sah sich vielmehr mit großem Interesse den Silberknauf des Stockes an, auf den Herr Felser sich stützte.

„So sag schön: Johann Bilgeri zu dienen“, stieß der Großvater den Knaben.

Ohne die Antwort abzuwarten, legte der alte Herr die Hand auf die braunen Kinderlocken, die ihm gerade ans Knie gingen.

Wie sich solch ein Köpflin rund und warm
in eine gewölbte Hand fügt!

Der Felsler ließ seine Hand prüfend auf
dem Haupt des Kleinen ruhen, wie er sonst
etwa ein Stück Webe zart betastete, was sich
wohl in diesem jungen Haupte zusammen
webte!

Dann sagte er mit so ernstem Gesicht, als
gelte es einen sicheren Handel: „Kleiner Johann,
willst Du was werden?“

Der sah nur den Silberknauf, der einen
Hundskopf darstellte und antwortete nichts,
blickte nicht einmal zum Fragesteller auf.

„So sag doch schön: Ja, Euer Gnaden, zu
dienen.“

Endlich nickte Johann und sagte, um die
Rippenstöße seines Großvaters los zu werden:
„Ja.“

„Willst Du fleißig sein und studieren?“

Wenn nur einer der beiden, Großvater oder
Enkel, so recht gewußt hätte, was das bedeutet,
studieren, vielleicht hätte sich der Großvater
doch überlegt, den Enkel zu stoßen: „So sag
doch schön ja, dummer Bub.“

Und wieder nickte der Kleine „Ja.“

Acht Jahre war Johann Bilgeri alt, als
der alte Mann derart sein Weberschiffchen in

die Kette eines fremden Lebensfadens warf, um aus diesem Schicksal zu Ehren des eigenen Entelkindes ein wohlgefälliges Muster zu schaffen.

Der Kleine sagte ja dazu und wußte nicht, daß für ihn damit ein neues Leben voll Arbeit anhub, wozu er ja gesagt, ohne es zu kennen und ohne zu wissen, daß von nun an jeder Augenblick seines Lebens unter einem fremden Sterne, fremden Pflichten, fernen Zielen stand.

Einmal im Leben, wenn nicht mehrmals, sagt jeder Mensch auf eine Frage, die er wahrlich nicht versteht, sein kindliches Ja und sei's unter einem Rippenstoße und wundert sich späterhin, daß ihn das Schicksal so unerbittlich beim Worte nimmt.

III.

So kam der Kleine eines Tages aus dem weißen Bilgerihofe weg, wurde der Mutter genommen und nach Linz in die Normalschule eingetan, er schloß bei einer alten Frau, die aus dem Ort stammte und darum für die ganze Gegend in der Stadt eine Art von anerkannter Vertretung gegenüber der großen Welt versah, obgleich sie arm war und sich durch Kleider-

nähen fortbrachte. Er aß auch mit ihr; statt der frischen fetten Milch, morgens und abends eben vom Euter weg, wie die Mutter die Kuh molk und ihm vom schäumenden Eimer damit das Krügelglas füllte, bekam er jetzt des Morgens eine ziemlich dünne; zu Mittag eine lerge Suppe, worin ein, zwei Fettaugen schwammen wie Schifflein im weiten Wassermeer und Abends ein Schnittchen Speck auf einem Butterbrote, woran die Butter auf dickem dunklen Untergrunde wehmütig und bläulich schimmerte. Aber dafür mußte er die freien Künste des Lesens, Schreibens, Rechnens, Zeichnens und Lateins lernen, die sich mit einem gewissen fortgesetzten Hunger zu einem dauernden jugendlichen Angenehmen ausbildeten, womit für den Knaben nun der Begriff „studieren“ ein für allemale näher bezeichnet war.

Er mußte wohl oder übel seine Tätigkeit für eine große Sache halten, weil der alte Felsersie angeordnet hatte, aber die Schule und die Gesellschaft der jungen Stadtkinder schienen ihm mehr seine Verachtung, als die ihnen allgemein beigelegte Wichtigkeit zu verdienen.

Und die Stadt, klein zwar, aber doch für den Dörfler ein Ungeheuer, war ihm auch fremd und zuwider.

Gut nur, daß ein so junges Wesen, was es auch sieht und empfängt, immer im Überflus lebt, rings um es braust die ungeminderte Unendlichkeit.

Er lernte denn seine sparsame Schulweisheit mit angeborenem Geschick. Und zu den Feiertagen, zu Ostern, Pfingsten, Weihnachten, Neujahr, Heilige drei Könige wanderte er nach Haus.

Da brach er zeitig am Nachmittage auf, denn er hatte zehn Stunden zu gehen. Und die kleinen Wanderfüße, sommers barfuß, winters in derben Bundschuhen, trabten brav und schnell über die Straßen, zuerst längs der vielbefahrenen Wege, dann über Fußsteige durch manchen dunkeln Wald und über manche weite Wiese, über plaudernde Bäche, über grobe Ackerschollen, durch Zäune hindurch, bei schönem Wetter in heißem Sonnenschein und unter gutem Blau des Himmels, aber auch bei Regen und Schnee in einem trüben Grau der Gegend, bis der Abend heraufkam mit Mond und Sternen oder mit finsternen Wolken. Gewiß gab es auch stets ein Abenteuer, indem er etwa herumziehenden Leuten, Handwerksburschen, fahrenden Kesselflickern, Soldaten oder reisenden Fremdlingen begegnete oder Dorfkindern, bei welchen er sich eine Weile aufhielt und spielte. Wenn er hie und da wegen Obst-

raubes oder sonst eines notwendigen üblen Streiches Prügel bekam, gehörte das eben zur Tagesordnung und er nahm es ohne Murren auf sich, als sei eben jedem Erdensohne von der Vorsehung eine bestimmte Tracht von Schicksalsschlägen gesetzt, die willig auf den geübten und geduldigen Rücken genommen werden müssen. Hatte er doch die Unnehmlichkeit des Unterfangens sich schon vorher zu Gemüte geführt. Immer aber fand er den Weg, weil er ihn so oft gegangen war, weil ein Junges immer zur Mutter findet, und weil auch immer in der Ferne ein Gehöft oder ein Dorf mit seinen Lichtern das nächste Ziel zeigte.

Spät nach Mitternacht langte er dann im Bilgerihofe an, wo die Mutter wachgeblieben war, ihn erwartete und ohne sichtliche Zärtlichkeit, aber mit ihrer einfachen Liebe aufnahm. Dann sprachen sie nicht, sie waren beide auch zu müde, sondern der Kleine trank seine gute Milch aus einem bereitstehenden Krügelglase und saß zu Füßen der Mutter auf einem Schemel, ihrem Melkstühlchen; hatte er getrunken, so sank sein Kopf auf ihre Kniee und die nassen, vollen Lippen murmelten nur noch leise, traumverloren die Antwort auf ihre letzte Frage.

War er fest eingeschlafen, so nahm ihn die

Frau auf den Arm und trug ihn wie ein Kälbchen in ihre Kammer, kleidete den Schlummernden aus und legte ihn aufs Bett, auf das grobe, reine Linnen, während sie davor auf einem Stuhle nickend den Morgen erwartete. Am nächsten Morgen aber durfte er spielen und mit dem alten Hofe die alte Freundschaft erneuern.

Zeitlich früh wusch ihn die Mutter vom Kopf bis zu den Füßen und zog ihm ein schwarzes Sonntagsgewand an, das sie eigens für sein Studium, der höheren Würde seiner Lebensaufgabe wegen, aus einem Bratenrocke des alten Bilgeri angefertigt hatte. Dann wanderte er mit dem Großvater zur Kirche, wo er nach dem Amte dem Gönner vorgestellt wurde, der sich nach seinen Fortschritten erkundigte und ihm wohl auch Fragen stellte, um seine Wissenschaft zu erproben, nach dem Einmaleins oder nach dem Vaterunser. Auch der Pfarrer rief ihn zu sich und schenkte ihm ein oder das andere illuminierte Heiligenbildchen.

Und rasch kam wieder die Stunde des Abschieds, wo die Mutter ihm in ein buntes Tuch allerhand Schätze für die kommende Hungerzeit mitgab, Kuchen, Geselchtes von dem Hauschweine, das im Sommer noch munter im Koben gestapft und bedeutend gegrünzt hatte und zwei

fette Striezen Butter für die Frau, bei welcher er wohnte.

So bepackt wanderte er wieder seine zehn Stunden Weges nach Linz zurück zum „Studium“.

Nach Verlauf von vier Jahren lehrte er, mit der damals noch seltenen Tugend der beginnenden Bücherweisheit versorgt, wieder heim und wartete von neuem, was der alte Felsler mit ihm zu unternehmen beschließen mochte.

Aber es scheint, daß nicht nur der Kleine und der alte Bilgeri keine rechte Ahnung hatten, was das eigentlich sei: „studieren“, sondern auch der alte Felsler nicht. Jedenfalls besann sich dieser auf einen zweiten Bildungsweg, denn der des eigenen Sohnes befriedigte ihn doch nicht sonderlich da er ihm das Kind entführt hatte, statt es seiner Herrschaft dauernd zu unterwerfen. Es mochte ihm auch unbillig vorkommen, das uneheliche Bauernkind so im Überfluß, einer kostspieligen Lehre aufwachsen zu lassen und es an ein höheres Dasein zu gewöhnen, von wo es den Weg zu den ihm gebotenen härteren Pflichten am Ende nicht mehr zurückfände.

Jedenfalls beschloß er, den Knaben nun in die harte Arbeit gehen zu lassen, aus der er selber gekommen war. Das Lautenspielen wenigstens sollte dieser Jüngling nicht mit seinem

Willen lernen. Darum tat er ihn zu einem Köhler in die Lehre, der zugleich der beste seiner Hausweber war.

Johann hätte das Weben auch bei der Mutter lernen können, die selbst das bißchen Zeit, das ihr die Wirtschaft ließ, damit verbrachte. Aber es gehörte eben zum Begriff des „Studierens“, daß es in der Fremde und nicht ohne Härten abging und eben dem Jünger, der „studieren“ und die Glorie höherer Weisheit gewinnen sollte, das finstere Gesicht des strengen Lebens zeigen mußte, herb und unverhüllt und jeden Tag mit neuer Enttäuschung: „so also sieht das Studium aus?“

Daß die Mutter diese Lehrzeit zuließ, so früh ihren Knaben sich entfremdete, ja fast mit eigener Hand in die Ferne und Kümmeris hinausstieß, ohne Frage, sogar ohne Not, wo er doch noch lange hätte bei ihr am warmen Herd des Bilgerihofes verweilen können, hatte seinen Grund in der scharfen Zucht des bäuerlichen Lebens, die ja auch noch heute besteht, damals aber völlig allgemein und ungebrochen herrschte. Plage und Arbeit gilt nicht als Verdruß, sondern als Pflicht und wenn einem ein besonderes Schicksal zugebracht ist, so bedeutet das nicht Muße und Pflege, nicht Behagen und Sorglosigkeit, sondern

desto frühere Beschwerden auf zartere Schultern geladen, die bestimmt sind, eine besondere Last einen besonders hohen Berg hinanzutragen. Vielleicht spielte noch mit, daß sie eine ledige Mutter war und gar nicht einmal denken konnte oder durfte, ihrem Kinde die Härte des Daseins zu ersparen, oder zu mildern, sondern ruhig zusehen mußte, wie mit ihm nach höherem Ermessen verfahren wurde, wobei der alte Felsler die Rolle eines göttlichen Abgesandten spielte, der über dem Knaben waltete, wie es ihm gefiel.

So haufte Johann ein volles Jahr lang mitten im Walde im Kohlenmeiler.

Der lag in einer „Kotte“ von drei oder vier gleichartigen schwarzen Hütten in einer kleinen grünen Lichtung.

Der Weber Josef Haslinger, Köhler, Hausvater und Arbeiter, ein unbeweibter, ällicher Mann, der aussah, wie eben ein Waldmensch mit struppigem graumeliertem Bart und Haar und einer erdfarbenen, von Schmutz, Sonne, Unwetter und Rauch gegerbten Haut, grauen, unsicher blickenden, blöden Augen, besorgte das ärmliche Hauswesen, immer die Pfeife im Munde und bei der Arbeit passend, was zugleich jedes überflüssige Wort abschneidet. Er molkt die Ziege, die an einem Pflock im Sommer das

Gras der Wiese raufte, im Winter mit ihren Jungen in einem niederen Stalle neben der Hütte ängstlich vor Kälte meckerte, er kochte an dem steinernen offenen Herd den Mehlbrei zu Mittag, wobei etwa aus der Pfeife schwarze Aschenreste auf die weiße Speise fielen wie ein Gewürz. Im Sommer konnte der Rauch nicht nur durch das Ofenloch, sondern auch durch die offene, niedere Thür ins Freie abziehen, im Winter aber hielt er sich in der Hütte auf, schwärzte alles und dörrte die Einwohner aus wie ein Stück Selchfleisch. Es gab keinen Schrank und keine Vorratskammer, kein Geschirr und kein anderes Hausgerät, nicht einmal ein Bett, sondern auf dem festgestampften Erdboden lag Stroh aufgeschichtet, darüber Rosen gebreitet und dies war das Lager. Hier schliefen der alte und der junge, der alte lang hingestreckt, dem Wind und Wetter mit drohendem, donnerähnlichen Schnarchen antwortend, der kleine Johann die Füße eingezogen und ganz zusammengekauert, denn der Winter war hier böß, durch das Balkendach der Hütte und durch die Rauchöffnung fanden die Schneeflocken Eingang, so daß manchemal das blaugewürfelte grobe Federbett, womit er zugedeckt war, morgens mit ihren weißen unversehrten Sternen überstreut war.

Um fünf Uhr früh ward aufgestanden. Man wusch sich, so gut oder schlecht es ging, eigentlich mehr der Form halber an der Quelle draußen und trank aus der Ehonschüssel die Ziegenmilch, ein Stück schwarzes Brot eingebrockt, der Josef Haslinger griff dann gleich nach der Pfeife, und nachdem er den Meiler draußen versorgt hatte, setzte er sich an den Webstuhl und Johann Bilgeri arbeitete daneben an seinem. Dieß aber war sein Studium: er lernte den Weberknopf machen, das Spulen und Andrehen des Fadens und das Arbeiten mit der Schütze, wie man hier im Lande das Weberschiffchen hieß, das mit geschicktem, sicherem Wurf nach jedem Ruck zwischen die Kette hinein geschleudert werden mußte, war der Schuß eingetragen, so schloß ihn das Heben der Lade und ihr Zuschlagen an den vorigen an. Sonntags brachte man zu zweit die Arbeit nach dem Dorfe ins Herrenhaus zum alten Felsler, der die Leistung seines Schüßlings stets selbst ansah und genau prüfte. Diese Wissenschaft beherrschte er gar wohl und in diesem Tergt des Studiums kannte er sich gründlich aus, nach der mehr oder minder sorgfältigen Arbeit ward der Lohn bemessen, den das Kind, wie ein Erwachsener bekam.

Aber für jeden Fehler in der Bindung wurde ihm ein Abzug gemacht. Da war ein Knoten, weil der Kleine zeitig morgens in den Fingern fror, da ein anderer, weil er an einen Vogel gedacht hatte, der gestern Abends rauschend vorübergeflogen war, da einer, weil er müde eingenickt war, da, weil er zur Zerstreuung das Einmaleins aufgesagt hatte, oder das Vater-unser, da, weil ihn gehungert, so daß er an Hof und Mutter denken gemußt, da, weil er sich langweilte, da, weil die Sonne draußen schien oder der Regen tropfte, da, weil ihm der Rauch in die Augen beizte.

Gibt es doch immer tausend Gründe für menschliches Verschulden und wohl uns, wenn nicht allzuvieler Knöpfe das selbstgewebte Linnen unseres Daseins verunzieren.

Nach einem Jahre dieser Lehrzeit wurde Johann für reif befunden, an der Webschule zu Brünn die höhere Weisheit dieses Studiums zu suchen.

Er ging nun in sein dreizehntes Jahr und der alte Felsler setzte ihm ein Monatsgeld von zehn Gulden aus, wovon er Verköstigung, Quartier, Kleidung, Unterricht in den Lehrgegenständen der Normalschule und des Handwerks, Vergnügen, kurz alles bestreiten mußte.

Die Mutter gab einen kleinen Zuschuß, den sie sich vom Munde absparte.

Von der Webschule in Brünn und den Erlebnissen des jungen Johann in dieser Stadt ist nicht viel zu sagen, als höchstens, daß er mit seinem Gelde nicht auskam und es meist schon am fünfzehnten aufgebraucht hatte, weshalb er sich immer durch die Hälfte der Zeit durchfretten mußte, wie der abnehmende Mond, um an jedem Ersten wieder eine sehr bescheidene Fülle zu erreichen, von welcher die aufgehäuften kleinen Schulden getilgt wurden, so daß sie leider ebenso rasch verging wie sie gekommen war.

Eines Tages aber, als er sein Monatsrentchen bei der Wechselstube beheben wollte, wo es für ihn angewiesen wurde, sagte ihm der hämische Kassierer, der es ihm sonst immer schon mit so saurer Miene verabfolgte, als müsse er es aus seiner eigenen Tasche zahlen, mit freundlicher Genugthuung, es sei nichts für ihn eingelangt und auf wiederholte, ängstliche Fragen, warum es denn ausgeblieben, der alte Felsler sei schwer krank und habe wohl daran vergessen.

Kopfschüttelnd kehrte Johann um und überlegte, was tun. Nach Hause zu schreiben war keine Zeit mehr, hatte auch keinen rechten Sinn,

da seine Mutter ihm doch nicht helfen konnte, warten nützte nichts, da sein Schuldenstand sich dadurch nur hoffnungslos vergrößert hätte, in Brünn mochte er nicht bleiben, weil es ihm in der fremden Stadt ohne Geld noch weniger wohlgefiel. Er hatte Sehnsucht nach der Heimat oder wenigstens nach der Freiheit. Und da der alte Felsler, der strenge Schutzgeist seine Schritte nicht mehr an dem dünnen Fädchen des Monatszuschusses lenken konnte, spürte er auf einmal nicht übel Lust, nun ohne Vorsehung zu gehen und sich auf seine Weise auf eigene Faust umzutun; bisher hatte er sich nach dem Zug und Halt dieses Fadens gerührt, ohne zu fragen, warum, jetzt spürte er mit einemmale die aufgesparte frische Willenskraft, von der er noch nicht ein bißchen aufgezehrt hatte, den guten Schatz seiner Jugend, den eigenen Verstand seiner vierzehn Jahre und allen Mut der Abenteuer, die er nun als sein eigener Herr nachholen mußte.

So schlief er denn ziemlich sorglos die letzte Nacht in seiner Herberge, stand früh Morgens auf, wusch und kleidete sich sorgfältig an, legte sein Sonntagsgewand säuberlich zusammen und schnallte es mit seinem bißchen Wäsche ins Fell-eisen, auf welches er außen seine Schuhe band,

denn er gedachte, barfuß seinen Weg zu gehen, wie es sich für einen wandernden Burschen gehörte, trank noch das Rännchen Milch aus, das Morgens wie immer vor seine Tür gestellt worden und machte sich über die schuldige Zeche nicht viele Gedanken. Mochte sie späterer Reichtum und gutes Gedächtnis einmal begleichen, oder mochte sie in den Rauch des Schornsteines geschrieben werden, es ging nun einmal nicht anders, und er wünschte, in Zukunft kein ärgeres Schelmenstück begehen zu müssen, als diese unschuldige Prellerei. Seine Hauswirtin werde Augen machen, wenn sie die Kammer leer finde! Er tröstete sich damit, daß sie ohnehin ein ganzes Jahr an ihm verdient habe und freundlich war sie auch nicht gewesen, so sei sie sanft bestraft! Adieu Hauswirtin, Adieu Webschule ohne Zeugnis, adieu Studium, du Hungermusik mit straff angezogenem Leibriemen, adieu Brunn und Wanderschaft, grüß Gott!

Er zog ab, nicht ohne auf einem Zettelchen, das er an die Haustüre befestigte, Abschied genommen zu haben: „Bitte mich nicht mehr zu erwarten, ich bin fortgegangen“.

Rasch eilte er durch die noch schlafenden Gassen und kam bald auf die freie Landstraße, wo er wanderte, bis er Abends todmüde in

einen einsamen Bauernhof fiel, wo ihm aufgetan wurde, als einem kleinen müden Handwerksburschen. Er bekam ein Stück Brot und eine Streu und schlief ein.

Er wanderte manchen Tag. Sie und da traf er Hirten auf den Feldern, die an rauchenden Feuern Kartoffel brieren und sättigte sich, oder er half da und dort an Ackergeschäften mit, mähte Heu, oder half es aufladen, gegen ein Abendbrot oder Nachtquartier. Dabei kam er nicht gerade schnell aber sicher weiter, ohne Sorge um die wandernde Zeit. So ging er und ließ den lieben Herrgott, ohne auch nur sonderlich an ihn zu denken und ihn für sein Schicksal gar verantwortlich zu machen, für den Tag und die Nacht sorgen, wie es ihm gefiel.

Und diese Sorge war nicht gar so leicht, denn der kleine Bursch wanderte durch eine fremde Gegend, wo man czechisch redete und sein treuherziges Schülerdeutsch gar nicht verstand, aber die eindringlichen Zeichen, womit er ein Stück Brot, oder einen Schluck Wein verlangte, wenn er zur Mittagszeit an ein Feld kam, wo die Leute Rast hielten, sprachen deutlich genug, und Hunger und Durst und ihre langende Geberde sind Gott sei Dank noch allen verständlich. Manche Bauernmagd in

ihrem brennroten Kittel und geblühten Kopftuch ließ ihn aus ihrer Milchschüssel einen guten Trunk tun und lächelte ihn mit vollem Lächeln an, so daß die weißen Zähne schimmerten, sei es, weil der aufgeschossene Knabe mit seinem schwarzen Kraushaar ihr als ein zukünftiger Mann gefiel, oder das eben herangewachsene Kind, das man acht und trinkt, als der ewigen Mutter, die in jedem weiblichen Wesen sich willig jedem Kinde zuneigt. Hat doch die Natur jeder Frau in den gewölbten Busen den eigenen Atem der sorgenden, stillenden Mutterschaft und zugleich das sanfte Feuer der Liebe gelegt, so daß ein oder das andere Gefühl immer antwortet, wenn ein männliches Wesen mit dem dunkeln Blick der echten Not darnach ruft. Immerhin aber brannte dem Johann die heiße, trockene Erde unter den nackten, braun und hart gelaufenen Sohlen, und er schloß auf den nächtlichen Wiesen unter den still leuchtenden Sternen doppelt müde ein, um früh Morgens mit den ersten Hahnenrufen aufzubrechen und weiterzuwandern.

Nach vielen Tagen kam er endlich in bekanntes Land, sah die Donau wieder breit und grün vor sich liegen und die bewaldeten Hügel der Heimat, erkannte seinen gewohnten Weg und ging mit

neuer Fröhlichkeit die alte Straße. Da holte ihn unweit der Stadt Linz eine offene Kalesche ein, in welcher eine vornehme Familie saß. Er bemerkte nur ein blondgelocktes, ernst blickendes Kindergesicht und blieb ehrerbietig grüßend vor dem langsam bergauf fahrenden Wagen stehen. Seinem Blicke begegnete der des kleinen Mädchens und sei es, daß in seinem Auge die unwillkürliche Bitte eines müden Burschen an ein reiches glückliches Kind so deutlich zu lesen war, daß da geantwortet werden mußte, sei es, daß das kleine Mädchen in irgend einer launenhaften Eingebung wie eine Prinzessin ihre Gnade verschenkte, sie warf ihm einen kleinen Strauß von Rosen zu, den sie in der Hand hielt und den er auffing.

Die Rosen waren noch frisch und dufteten, als er sie an seiner Brust verbarg. Der Wagen fuhr vorüber, und er vernahm noch das Lachen des Mannes und der Frau, die darin saßen, wohl die Eltern der Kleinen, die glauben mochten, ein Kreuzer wäre ihm lieber gewesen, der Irrtum der meisten wohlhabenden Menschen übrigens, welche die Armen für so befangen in Not und Entbeh- rung zu halten pflegen, daß sie meinen, es tue ihnen immer ein blanker Kreuzer mehr not, als ein Strahl von Licht, ein Duft von Rosen, ein Schimmer unirdischer Glückseligkeit. Das aber wissen sie

nur zu selten, daß es die Armen gerade nach jenen Seligkeiten am stärksten verlangt, die nicht bezahlt und nicht wohlfeil gekauft werden können, wie ein Stück Brot, nach einem zarten Wohlgeruch nach einem eindringenden holden Blick, nach einem innigen Lächeln, nach all dem Glanz, den das Leben der Reichen enthält und doch ohne darum zu wissen, so strenge wahr und verschließt.

Er kam nach Hause und fand die Mutter freudig überrascht durch seine Ankunft. Hatte sie doch nicht gewußt, was er nun beginnen werde und auch kein Mittel ausfinden können, ihn wissen zu lassen, daß er heimkehren möge. Schließlich hatte er eben selber den Weg treffen müssen, der noch immer zu ihrem Herd und Hofe führte.

Er fand zu tun und wurde als rüstiges Knechtlein gleich zu den Arbeiten der Ernte verwendet, die er mit den drei Oheimen eifrig besorgte.

Dabei erfuhr er gelegentlich, was unterdessen im Machtbereich der Felsersfamilie geschehen war.

Lange hatte der junge Felsler nichts weiter von sich hören lassen, ging stolz seinen eigenen ärmlichen Weg, ohne sich um den alten Vater zu Hause zu kümmern. Schon glaubte dessen

zweite Frau sicher auf die Erbschaft rechnen zu können. Aber sie wußte freilich nicht, daß eben als der alte Mann zu kränkeln begann, bis er nicht mehr im Stande war, auf den Beinen zu bleiben und selber die Geschäfte zu verwalten, ein dritter Brief Heinrichs eingetroffen war.

Der Sohn hatte durch einen Geschäftsfreund des alten Felsler von dessen Krankheit erfahren. Jetzt, wo es um Tod und Leben ging, gab es wohl keinen Stolz mehr. Nicht das Erbe des väterlichen Geldes, aber der väterlichen Liebe wollte er doch nicht verscherzen, man zehrt es nur einmal auf, während man Vermögen aller Art vertun und wohl auch mehrmals wiedergewinnen kann. Darum schrieb er dem Alten einen dritten Brief und darin stand mehr, als in den beiden andern. Darin stand all die unverlierbare Zuneigung eines Kindes. Darin stand zugleich, ohne daß davon die Rede war, das ganze demütig-vornehme Wesen seiner Mutter, die Art von Felsers erster, zarter, feiner Frau, darin stand die Erinnerung an dessen eigene Jugend, und die Worte des Briefes erzählten von des Sohnes stillem zufriedenen Schicksal, dem nur das väterliche Wohlwollen zu ganzem Glücke fehlte. Ihm

feien die zwei Augen treu geblieben, er habe trotz allem recht gewählt und habe ein liebes Kind. Wenn er auch nicht sein Leben so wie es der Vater gewünscht, einrichten gekonnt, da es in solchen Dingen keine fremde Bestimmung gebe und jeder selbst nach dem Guten sehen müsse, so glaube er doch, recht getan zu haben und der Vater möchte ihm wieder geneigt sein und ihm seine Flucht aus der fremd gewordenen Heimat verzeihen. Jetzt, da der Vater krank sei, möchte er sich freundlich des Sohnes erinnern und das, hoffentlich nicht allzu schwere Leiden nicht durch einsamen Jorn verbittern und vertiefen, sondern ihm einen Wink, nur einen Wink geben, daß er kommen dürfe. Dann wolle er zu Hause die Heimat und den Vater wieder finden. Darauf schrieb ihm der alte einen langen Brief zurück, einen Brief von vierundzwanzig Seiten, keine üble Arbeit für einen kranken, wortkargen, im Schreiben ungelentken Mann, aber eine notwendige, wo es sich um eine letzte Aussprache handelt, die vielleicht von Aug zu Aug und von Mund zu Mund nicht mehr geführt werden kann. Auf diesen vierundzwanzig Seiten war der ganze schwere Ernst eines langen mühevollen Lebens in ungeschickte, aber treffende Worte gefaßt, da war alle

Lebensarbeit und Absicht klar ausgesagt, alle Vorwürfe waren da zu lesen, die er dem Sohne machen mußte, der ihn nicht verstanden habe. Aber freilich schein dieß das schwerste Schicksal der einander am nächsten stehenden Menschen, daß einer das Beste des andern mißkenne, so daß oft jede That als die eines Feindes angesehen werde, die gut gemeint, jedes Wort als Kränkung, das des Friedens sein wollte.

Was er dem Sohne zugebracht, sei eine ehrenvolle Arbeit in einem wohl zugerichteten, angesehenen Geschäfte. Er habe ihn in einem höheren Lebensstande und einer sorgfältigen Bildung heranwachsen lassen, weil er gewußt, daß die größeren Verhältnisse der Zukunft sorgfältigere Menschen verlangen würden, nicht grobe einfältige Bauern, wie er einer gewesen sei und habe bleiben müssen. Aber in seinem Kinde habe er ein völlig anderes Denken und Wollen erkennen müssen, nicht auf treue Arbeit im gegebenen und zu entwickelnden Hauswesen, sondern auf Glanz und Genuß gerichtet. Er habe den von den Reisen heimgekehrten nicht sofort an die Spitze des Geschäftes an seine Seite gestellt, um ihn allmählich zu seinen Aufgaben heranzubilden, da es nicht würdig sei, eine Herrschaft zu führen, ohne die Dienst-

barkeit erkannt und gefühlt zu haben, hierin aber habe ihn der Sohn enttäuscht, der gleich beim ersten Andrang leichter Unbequemlichkeiten seinen Posten verlassen. Nicht daß ihm zwei fremde ferne Augen teurer gewesen wären, als alle Gegenwart des Vaters und der Heimat, habe er ihm verübelt, er wisse wohl, daß ein schönes Frauenzimmer einem jungen Menschen anmutiger und gewinnenswerter erscheinen müsse, als ein rauher alter Mann, das sei eben die Natur der Dinge und der Wille des Schicksals, aber daß ihm diese zwei fernen fremden Augen teurer gewesen, als die Pflicht, das Werk seines Vaters, das zugleich Nährquelle einer ganzen Gegend und vieler Menschen geworden, geduldig fortzuführen, sei ein Unrecht gewesen, woran freilich, wie es scheine, nur der Vater, nicht der Sohn getragen habe. So habe dieser in der Fremde alle Mühsal freiwillig und ohne Aussicht auf Ehre und Glück durchmachen müssen, vor der er zu Hause mit seiner Gitarre und seinem Hündlein davongelaufen und habe durch den Schmutz der großen Stadt und des fremden Lebens mit seinem feinen Schuhzeug und noblen Manieren wandern müssen, wie der erste beste arme Teufel und habe die Heimat und alles daran gesetzt über einen Gewinn, der doch

zweifelhaft war. Nun aber danke er Gott, daß diese Lehre glimpflich abgegangen sei, und sie wollten sich verstehen, wie sie sich damals leider nicht verstanden, als er noch gesund gewesen sei und davon Freude gehabt hätte. Der Sohn möchte kommen und werde immer noch den alten Vater an ihm finden, Weib und Kind solle er mitbringen, da ja doch nur wo diese wären, für ihn auch die Heimat sein dürfte.

Gleich machte sich Heinrich Fesler auf den Weg, bepackte eine Kutsche mit allem Nötigen, setzte Frau und Kind hinein als das Allernötigste und fuhr nach Hause.

Aber den Vater fand er nicht mehr lebend, der die Nacht vorher, nach Luft ringend, noch nach ihm gerufen hatte.

Er kam nur eben zurecht, das Begräbniß anzuordnen und den alten Mann, der gelb, eingeschrumpft, und mit ernstem, faltigen, eingetrockneten Gesicht auf seinem Bette hingestreckt war, in den Sarg zu legen und zu bestatten.

Im Herrenhofs traf er seine Stiefmutter und deren beide Töchter in Trauer und Feindseligkeit. Sie zogen sich mit stummem Gruß in ihre Zimmer zurück, während er sich und die Seinen in dem anderen Flügel des großen Hauses unterbringen mußte, ohne Hilfe der Dienerschaft, die

noch nicht wußte, wer eigentlich nun der neue Herr sei, und zuwartete, bis das Testament verkünde, ob Heinrich oder die Wittve das Geschäft weiterführe. Am nächsten Morgen wurde im großen Saale der Weberei von dem Notarius des Marktes, im Beisein aller Hausgenossen, die auf Seiten der Wittve als stättlicher Haufe dem Heinrich und seiner Frau und Tochter, drei aneinander geschmiegtten Leuten, gegenüberstanden, das Testament eröffnet und verlesen, worin Haus und Hof, bewegliche und unbewegliche Habe, die Firma und aller Betrieb dem Sohne als dem Haupterben zugesprochen, der Frau und den Töchtern aber eine bescheidene, im Vergleich zu den Verhältnissen des großen Vermögens mäßige Rente ausgesetzt war.

Als dies zur Verlesung kam, verbarg die alte Frau, die bisher ernst und tränenlos da gestanden war, ihr Gesicht in den knöchigen Händen, trat aus dem umstehenden Kreise und setzte sich, von ihren Töchtern umgeben abseits auf einen Stuhl in der Ecke.

Die Hausgenossen aber traten eilig auf den neuen Herrn zu, so daß nun die Wittve und ihre Töchter verlassen waren, wie früher Heinrich und die Seinen.

Heinrich aber eilte auf die Vereinsamten zu,

reichte der alten Frau die Hand und bat sie, Haus und Hof wie sonst als ihr eigen zu betrachten, bis sie für ihr künftiges Leben die nötigen Vorbereitungen getroffen und alles geordnet haben werde.

Darauf blickte sie ihn groß an, schüttelte energisch verneinend den grauen Kopf und sagte nur, sie wolle noch am selben Tage den Hof verlassen.

Dann solle sie sich wenigstens des Wagens bedienen, der sie in den nahen Markttort führen möge, wo sie früher zu Hause gewesen und nun wohl für die Zukunft sich aufhalten werde.

Aber auch dieses Anerbieten schlug die alte Frau rundweg ab und erklärte, sie werde das Haus mit ihren Töchtern sogleich und zu Fuß verlassen. Und schon wandte sie sich mit diesen zum Gehen. Heinrich und die Seinen standen — alle Übrigen hatten den Saal verlassen — am Fenster und sahen der fremden Frau wortlos nach.

Die drei hageren Gestalten in den schwarzen Kleidern und mit den langen Schleiern stiegen den Weg vom hochgelegenen Herrenhaus hinab, an ihren gebeugten Rücken konnte man all den ungesprochenen Schmerz sehen, den sie litten.

Wo die Straße nach dem Marktflecken umbog, von welcher Stelle man den Herrenhof zum

ersten oder letztenmal erblickte, je nachdem man ihn auffuchte oder verließ, wandte sich die Stiefmutter noch einmal nach dem Hause um, wo sie viele Jahre mühevoll alternd verbracht hatte.

Dabei brach sie ohnmächtig zusammen, so daß der verschmähte Wagen ihr eilends nachgeschickt werden mußte, der sie nun doch aufnahm und nach ihrem neuen Wohnort führte.

In demselben Sommer sandte einmal der neue Herr Felsler, der sich rasch mit den Seinen in das hiesige Geschäft eingelebt hatte und die Fabrik samt dem ausgebreiteten Handel mit einer gewissen leichten Hand und fröhlichen Stimmung führte, wie einer, der unversehens zu viel gewonnen hat, um den Verlust zu fürchten, nach Johann, da er entweder aus dem Testamente, oder durch mündliche Überlieferung von dem Knaben und von seines Vaters Fürsorge erfahren hatte.

Johann, der gerade in Hemdärmeln mit seinen drei Oheimen auf der Wiese mähte, mußte gleich alles liegen und stehen lassen, in die Küche zur Mutter kommen, sich ordentlich waschen und über ein reines Hemd den sauberen schwarzen Anzug anziehen. Johann nahm sich, — wenn auch die Mähte etwas durchscheinend, die Ärmel zu kurz, dagegen die Schöße ziemlich lang geraten waren — darin doch für seine Wünsche und

Meinungen überaus stattlich aus, so weit er dies mit Hilfe des kleinen zerbrochenen Wandspiegels in der Küche feststellen konnte, der ihm eigentlich nur sein Brustbild zurückwarf, einen Knabekopf, der trotzig aus einer blendenden Halskrause hervorstach, ein Gesicht mit aufgeworfenen Lippen, welche immerfort nach etwas zu dürsten schienen, mit gewelltem braunen Haare und neugierigen schwarzen Augen.

Als er vor das Herrenhaus gekommen war, erhitzt und schwer atmend vom raschen Gehen und vor Aufregung, sah er sich um, denn jetzt betrachtete er zum erstenmale genau dieses vornehme Gebäude, das er früher nie so recht angeblickt hatte, da es für alle Bewohner des Tales, insbesondere aber für die Kinder, eine großartige und selbstverständliche Gottähnlichkeit besaß, der man sich nur mit niedergeschlagenen Augen näherte. Es lag weiß und ruhig da, ein üppiger, alter Nußbaum breitete seinen großen Wipfel vor der hellen Fläche der Mauern aus. Die mächtige, braungestrichene Türe, welche in der Mitte ihrer beiden Flügel je ein Rund von ausgeschnittenen hölzernen Strahlen und oberhalb ein geschwungenes, mit bunten Gläsern ausgefülltes Fenster trug, das wie ein strahlendes Auge dieser Gottheit der Nacht herabsah, war

geschlossen. Er klinkte an dem Griff. Das Tor war zu. Er mußte die Klingel ziehen, was er zaghaft vollbrachte, so daß die Glocke im Flur ängstlich und erschreckt ein paar lichernde Rufe hören ließ, wie das verlegene Gelächter eines Kindes, das in kaltes Wasser steigt.

Von drinnen vernahm er ein leichtfüßiges Laufen und ein kleines Mädchen öffnete ihm. Als es ihn sah, ging ein unmerkliches Lächeln erst, dann ein feierlicher Ernst über das zarte Gesicht. Die Kinder standen sich eine kurze Weile stumm und doch überaus freundlich gegenüber, dann besann sich das lichte Wesen und streckte dem Knaben unversehens und mit vertraulicher Geberde die Hand entgegen, die er verlegen, aber kurz entschlossen ergriff und festhielt.

In diesem Augenblicke erscholl hinter ihnen im dunkeln Flur ein herzliches, klares Gelächter, so daß die Kinder erschrafen und ihre Hände ausließen.

Eine schlanke, weißgekleidete, blonde Frau trat auf sie zu und sagte zu ihrer kleinen Tochter: „Ja Schnee, wie ist denn das zugegangen, daß Du jemand begrüßest. Kennst Du denn den Buben?“

Darauf errötete das Kind bis über die Stirn und senkte den Kopf.

„Er ist uns doch auf der Reise begegnet“ sagte sie, und bei diesen Worten leuchteten Johannis Augen dankbar auf.

„Ja, das ist freilich was anderes“, sagte die Mutter, „ich hätte ihn nicht wieder erkannt“ und besann sich; dann sprach sie freundlich: „Nun, wenn ihr schon miteinander so gut bekannt seid, so führ' ihn in den Garten und spielt eine Weile. Der Vater wird bald kommen.“

Darauf ging sie in die Tiefe des Flurs und öffnete eine Glastüre rückwärts zum Garten, den Johann noch nie betreten hatte. Er zögerte in diese neue Welt einzugehen, da ergriff das kleine Mädchen abermals seine Hand und führte ihn hinaus, indes die Frau hinter ihnen die Türe schloß.

Da lag nun freilich eine große, klare, feine Welt im Glanze des schönsten Sommertages.

Ein zierlicher, gepflegter Garten ist ja immer, so oft man ihn erblickt, eine Art von Wunder, wo sich alle Gaben der freien Natur geordnet, belebt, willkürlich und erhöht wiederfinden. Wie in einem geschlossenen Bilde erscheint da die edle Lust der menschlichen Liebe und Pflege, die alles Wachsen, Blühen und Fruchttragen

von Feld und Wald zu einem neuen Reiz bewußter und beseelter, alle Mühe in einem heiteren Spiele genießenden Anschauung zusammenfassen.

Wie ergriff aber dies Wunder einen Knaben, der zum erstenmale in diesem Garten die Offenbarung einer andern freien und feinen Welt erkannte!

Jeder Mensch, der ärmste und der reichste, erlebt einmal, meist in den Tagen der Kindheit, wo die Welt noch als das Wunder erfaßt wird, das sie ist, jenen größten Anblick, wo ihn die Ewigkeit mit leisem Schauer und warmem Segen berührt, ihm strahlend gegenüber tritt und ihn ein für allemale fühlen und wissen läßt, daß über ihm Dinge, Mächte, Menschen, Götter walten, nach denen seine Sehnsucht Zeit seines Lebens ihre Hände emporstrecken muß. Die Ewigkeit hat ihn erweckt. Wer sie je vergäße, der hätte seiner selbst und der Menschheit in sich vergessen.

So sah der kleine Johann diesen Garten. Er war durch manchen Wald und manches Feld gegangen, er hatte manchen schönen Sommertag gesehen mit golden wandernden Wolken, manches Gewitter hatte über seinem Haupt geprasselt, manchen Bach hatte er rauschen gehört

und manchen Kirschbaum blühen gesehen, aber er hatte den Gott nicht erkannt, der sich darin verbarg, nicht enthüllte.

Hier aber lächelte er ihm zum ersten male entgegen.

Die Kleine führte ihn über die weißen Kieswege, an Rosenstöcken vorbei mit goldenen und purpurnen Glaskugeln. Die roten, gelben, weißen, schweren Blüten neigten sich sanft. Dann waren kleinere, zierlichere, wildere die in vollen Büscheln wuchsen, zu üppigen Bogen gespannt.

In verschiedenen, zierlich geschwungenen Figuren lagen Beete mit Stiefmütterchen da, deren Farben ineinander tauchten, wie warme Blicke.

Auf grünem, kurzgeschorenen Rasen standen Obstbäume, mit niedrigen Stämmen und breiten, tiefgebeugten, gestützten Ästen, woran gelbe Früchte aus dem Laube dem Herbst entgegensahen.

Alles hatte er ja schon irgend wo draußen gekannt, standen doch vor dem Bilgerihofe Apfelbäume genug, aber jetzt sah er alle diese Dinge zusammen und die blauschimmernden Kohlköpfe des Hausgartens, der saftig grüne Salat, die schönen Rosen, die Bureinfassungen des Rasens, alles gab jetzt erst und zum erstenmale das groß-

artige Bild einer ganz neuen Welt von uner-
schöpflicher Tiefe.

Die Kleine, die zuerst wortlos, ihn immer
noch an der Hand von Weg zu Weg führte,
fühlte wohl sein angstvolles und glückliches Stau-
nen und begann, erst schüchtern, dann, eben weil
er anfangs gar nichts erwiderte, mutiger zu
plaudern.

Und dieses zarte Stimmlein gehörte ganz zu
dem leichten, unendlich blühenden Traume, worin
er wandelte.

„Du bist der Johann Bilgeri?“ fragte sie.

Er lächelte . . . „Hast du unsern Garten
noch nicht gesehen?“

Er schüttelte verneinend den Kopf.

„Aber Du bist doch hier zu Hause? Der
Vater wenigstens sagt, daß der verstorbene Groß-
vater Dich hat erziehen wollen!“

„Ja, ich hab ihm oft die Leinwand gebracht,
aber hierher bin ich noch nie gekommen.“

„Hast Du keinen Garten zu Haus?“

„Ja, schon, aber er sieht nicht so aus?“

„Habt Ihr keine Rosen!“

„Nein, nur ein paar Apfelbäume, aber Kohl
und Salat haben wir auch!“

„Siehst Du, das sind die Lieblingsstöcke meiner
Mutter.“

Sie bog eine weiße Rose tief herab und ließ ihn daran riechen.

„Wir haben keine Rosen.“

„Wachsen sie nicht bei Euch?“

„Nein meine Mutter hat keine Zeit dafür.“

„Der Garten braucht viel Pflege, wir haben auch einen Gärtner aufgenommen. Früher, als wir noch nicht hier waren, war er auch lange nicht so schön.“

Plötzlich blieb Johann stehen und sah seine Begleiterin an: „Wie alt bist Du eigentlich!“

„Acht Jahre“

„Erst! und wie heißt Du denn?“

„Elisabeth.“

„Aber warum hat Deine Mutter früher Schnee zu Dir gesagt?“

Das Kind wurde plötzlich ernst und schüttelte unwillig den Kopf.

„Der Vater und die Mutter nennen mich immer so, weil der Vater einmal gesagt hat, ich bin weiß wie Schnee und still wie Schnee und stumm wie Schnee und kalt wie Schnee, und dumm wie Schnee, es ist aber nicht wahr?“

„Du kommst aus der Stadt Wien, nicht? Und deshalb bist Du blaß, weil Du immer im Zimmer gewesen bist.“

„Ja, der Vater meint auch, hier draußen wird

es uns gut gehen, der Mutter und mir, die Mutter ist auch blaß, aber das ist gerade schön ich will gar nicht anders aussehen. Ich finde, das ist nicht fein, wenn man so rote Backen und so volle hat.“ Dabei blies sie mit verächtlicher Miene die ihren auf.

Johann runzelte die Stirn, weil er sich besann, daß er nun wohl auch so unfein aussehen mußte, wie es gar nicht passend war.

Schnee merkte, daß er ihr Mißfallen auf sich bezogen hatte und begütigte gleich: „Bei Dir ist das etwas ganz anderes, Buben müssen doch nicht so aussehen wie Mädchen.“

„Woher bist Du gekommen, als wir Dich damals auf der Straße sahen.“

„Aus Brünn, von der Webschule.“

„Da bist Du zu Fuß gegangen?“

„Freilich.“

„Wie lange? Einen ganzen Tag?“

„O, viele Tage.“

„Ja, wo hast Du denn geschlafen und gegessen? Hast Du denn allein so weit gehen dürfen.“

„Ich hab ja müssen. Wer sollte mich denn mitnehmen. Ich hab auf dem Feld geschlafen, oder in einem Heustadl oder in einem Bauernhaus und gegessen hab ich im Freiem oder bei den Knechten, wo sie mir was gegeben haben.“

Dafür habe ich ihnen auch beim Heuen geholfen oder sonst."

"Aber da mußt Du ja müde gewesen sein jeden Tag. Hast Du Dich garnicht gefürchtet?"

"O schon! Aber doch nicht oft. Wenn es dunkel war und kein Stern geschienen hat, bei schlechtem Wetter. Ich bin auch immer allein gewesen."

"Was hättest Du denn getan, wenn Dich die Räuber angefallen hätten."

"Wer hätte mich denn ausrauben sollen? Ich habe ja nichts gehabt, als meine Kleider."

"Aber doch hätte Dich wer anfallen können."

"Da hätte ich mich schon gewehrt, denn ich habe was bei mir getragen! . ."

"Was denn!"

"Das kann ich Dir nicht sagen!"

"Das mußt Du aber!"

"Ich darf nicht, wenn jemand davon erfährt, nimmt man mirs weg."

"Ich wills niemand erzählen. Aber mir mußt Du es sagen."

"Wenn ich Dir das sage, dann sagst Du es Deiner Mutter oder Deinem Vater und dann ist's aus."

"Nein, ich werde es niemand sagen. Was hast Du bei Dir gehabt?"

Johann blickte sich um und erst als er im ganzen Garten niemand andern sah, zog er aus seiner Hosentasche ein altes, rostiges, ungefüges Zerzerol heraus und zeigte es dem Mädchen.

„Das ist eine Pistole“, sagte er.

„Ist sie auch geladen?“

„Setz nicht, aber ich habe auch Pulver. Wenn Du einmal Lust hast, gehen wir mit einander in den Wald, dann lade ich und schieße, oder sprengte einen Felsen mit dem Pulver. Wenn ich auf einen losdrücke dann ist er hin.“

„Woher hast Du denn das?“

„Das habe ich in Brünn gekauft von einem Kameraden. Ich hab auch noch andere Sachen, zum Beispiel eine Pfeife, auch ein Paßl Tabak dazu.“

„Rauchst Du? Ja, aber den Tabak rauche ich nicht für gewöhnlich, der ist zu teuer. Man kann auch Nußblätter und Erdäpfelblätter rauchen. Hast Du ein Bambusrohr zu Hause? Das ist am besten, das kann man oben anzünden. Es glimmt und raucht sehr fein und schmeckt süß, aber nicht jeder verträgt es.“

„Und Du hättest wirklich geschossen, wenn Dich jemand angepackt hätte? Das glaub ich nicht. Das hättest Du Dich nicht getraut.“

„O da irrst Du, ich hätte's sicher getan.“

„Ja, eigentlich glaub ichs, denn ich würde auch schießen; wenn ich ein Mann wäre, würde ich auf die Franzosen schießen.“

„Warum auf die?“

„Weil sie unsere Prinzessin Maria Antoinette ermordet haben in Paris.“

„Wer ist das?“

Schnee blieb stehen und sah Johann, der die Pistole behutsam wieder in seiner Hosentasche versorgt hatte, zweifelnd an, als er aber seine Frage wiederholte, fing sie zu lachen an, ungläubig, zornig, dann übermütig, daß es sie am ganzen Leibe schüttelte und drehte sich lachend um sich selbst.

„Er kennt die Prinzessin Maria Antoinette nicht? Er kennt die Prinzessin Maria Antoinette nicht“ . . .

So tanzte sie immer weiter, immer voran, lachend und so laut spottend, daß sie damit ihre Mutter gerufen zu haben schien, die eben mit Tischzeug und Schalen vor das Haus trat.

„Was ist denn, warum lachst Du denn so?“

„Mutter, er kennt die Prinzessin Marie Antoinette nicht. Er weiß nicht, daß die Franzosen unsere Prinzessin Marie Antoinette umgebracht haben. Er fragt: wer ist das?“

Die Mutter schüttelte den Kopf: „Aber Schnee, da lachst Du, ist denn das zum Lachen?“

„Ich lache ja nur, weil er das alles nicht weiß und war doch in Brünn und ist bis hierher zu Fuß gegangen und weiß nicht, wer die Prinzessin Marie Antoinette ist.“

„Sei froh mein Kind, daß Du davon nichts weißt“, sagte die Frau zum verlegenen Knaben. „Du wirst das schon früh genug erfahren und daß Du das weißt, Schnee, ist garnicht so gut, wie Du glaubst.“

„Aber es ist ja wahr, der Vater ist doch selber damit nach Hause gekommen und hat es erzählt.“

„Glaubst Du denn Schnee, daß es gut ist, wenn ein Mensch so etwas Böses hört. Wenn er's nicht erfährt, ist's besser. Ich wollte, Du wüßtest auch nichts davon, sonst hättest Du nicht gelacht, weil der Johann nicht weiß, daß die Franzosen eine arme, junge, gute Frau umgebracht haben.“

„Er soll es aber wissen, damit er sie strafen hilft, weil sie das getan haben.“

„Laß Du die andern Bericht halten, Du bist noch viel zu klein dazu Du Dumme, hilf mir lieber decken.“

Damit ordnete sie das Geschirr auf dem

Gartentische, der an der schattigen Wand des Hauses stand. Und bald brachte eine Magd Milch in weißer Kanne, Butter und Honig und Brot. Als so der Imbiß bereit stand, klatschte Schnee in die Hände und rief: „Vater, Vater wo bleibst Du?“

Da trat auch dieser aus der Türe in seinem blauen Frack und lächelte dem Gast zu.

„Also da bist Du ja, Du Student. Wir wollen bald sehen, ob Du was gelernt hast. Jetzt is und trink. Habt Ihr Euch gut vertragen?“ Schnee sagte: „Denk Dir, er ist viele Tage lang allein gegangen, von Brünn hierher. Wir sind ihm begegnet, als wir vor einem Monat im Wagen fuhren.“

„Ja, ich kann mir's wohl denken. Dir Armem sind in Brünn die Moneten ausgegangen. Es war damals ein großes Durcheinander, als ich das Geschäft übernahm. Derweile hättest Du ganz und gar verhungern können beim Studieren. Nun hast Du Dich ja ganz ordentlich durchgeschlagen. Setz Dich doch her, Johann.“

„Die Frau strich dem Knaben Butter und Honig auf das Brot und nötigte ihn zum Essen und Trinken.

Der Herr Felsler aber sprach weiter zu ihm:

„Sag nur Deiner Mutter, wenn Du nach Hause kommst, ich werde schon für Dich weiter sorgen im Sinne meines Vaters, daß aus Dir etwas ordentliches wird. Mit dem Studieren aber ist's heutzutage nichts besonderes. Du scheinst auch auf das Sitzen und Lernen nicht allzu große Stücke zu halten. Wer einmal von Brinn bis hierher auf Schusters Rappen getraht ist, der reitet nicht mehr auf einer Schulbank. Du sollst Deine Füße ausbilden, dabei lernen die Augen und der Kopf auch mit, heut braucht man Leute, die in der offenen Welt lesen gelernt haben, nicht in Büchern. Ich seh' garnicht ein, warum Du nicht, wie Du gehst und stehst, nach Paris machen könntest. Ich habe dort doch alles ordentliche erfahren, was ich weiß. Dort lernst Du wenigstens was Du bist, was Du sein kannst. Doch das verstehst Du jetzt noch nicht so. Aber jedenfalls, möchtest Du auf die Reise?“

Johann nickte bereitwillig.

„Bei uns ist nichts los. Wer nicht draußen war, taugt nichts, sitzt da und läßt alles mit sich machen. Ich werde schon noch mit Deiner Mutter reden. Warst Du drei, vier Jahre draußen, dann kommst Du zurück und bist ein Herr. Man muß ein Geschäft dort lernen,

wo es wächst. Hier bleicht man Leinwand, in Frankreich webt man Seide, hier ist man grob und dumm und dort ist man fein und klug. Bleibst Du hier, so geschieht in Deinem ganzen Leben nicht so viel, wie dort an einem Tag passiert.“

„Nun, nun“ begütigte die Frau den Gatten, der, wie die Rede auf sein bewundertes Frankreich fiel, in alle Träume der Sehnsucht geriet. „Was weiß denn der Johann davon, muß denn jeder wie Du in alle Welt hineinreisen? Wenn man Dich hört, möchte man noch glauben, die Franzosen wären ganz und gar aus Seide gesponnen, derweil sind es rechte Räuber und Rujone.“

„Ja Vater, sie haben die Prinzessin Marie Antoinette umgebracht, der Johann soll dort nicht hin.“

„Aber Schnee, sei doch nicht so dumm, sei gleich ruhig, wie sich's gebührt, sonst merkt man, daß Du ein Narr bist; ist der Johann denn eine Prinzessin? Die Franzosen wissen ganz gut, wem sie den Prozeß machen. Aber das versteht Ihr nicht, das tut auch gar nichts zur Sache. Den Johann werden sie schon leben lassen.“

Ich glaube, Du kannst und sollst ganz gut

wandern gehen, besser als hier zu Hause trifft Du's bald wo. Oder willst Du ewig auf dem Bilgerihofe das Schwein füttern und heuen? Dann hättest Du nicht in die Welt hinaus müssen, und dann hätte mein Vater Dich nicht aufgreifen müssen, um an Dir ein Erziehungs-exemplum zu statuieren."

"Und Du machst aus ihm dasselbe, was den Vater zuvor an Dir so verdrossen hat," sagte lachend die Frau.

"Anders als nach seinem Ebenbilde hätte auch der liebe Herrgott nicht den Menschen machen können", sprach er, freundlich zu ihr gewandt. "Du kannst ruhig sein. Es wird immer etwas anderes aus jedem. Darum mag er ruhig hinausgehen, ich werde nichts dazu und davon tun, Schnee, Wind und Feinde, nicht ich, werden ihn bestimmen."

Bei all diesem Hin und Her eines Gespräches, das er nicht, oder nur halb verstand, aber darum doppelt als Weisheit ehrte, legte ihm die gute, schöne Frau Felsler ein Stück gelben Kuchens nach dem andern auf den Teller und eine süße Birne oder Traube und goß ihm Milch nach, wenn er seine Schale geleert hatte.

Und immer schaute sie ihn dabei freundlich an. Ihr mildes Lächeln vergaß er eben so wenig, wie den ersten Wunderanblick des Gartens, denn noch nie hatte er die alltägliche Milch und die gewöhnlichen Früchte aus schönen Schalen genossen, als eine festliche Gabe. Bisher war ihm das nur als eine grobe Nahrung zugekommen und seine Mutter hatte freilich anders dreingesehen, als diese Frau. Das ganze Haus, der große Herr im blauen Frack, mit dem weißen, gekrausten Hemde, den glänzenden Schnallenschuhen und der warmen, freundlichen Stimme, das kleine Mädchen, das ruhig und selbstverständlich dasaß, die schlanke, zierliche Frau, der Garten, der wohlgedeckte Tisch, alles schien ihm nicht auf dem groben Boden der vertrauten Erde zu stehen, sondern in einer freien hohen, goldenen Luft zu schweben, wie er es bisher nicht einmal ahnen konnte.

So ward sein künftiges Studium beschlossen, und als nicht eben lange nach diesem Gespräche der junge Felsler auf einem Spaziergange Johanns Mutter im Bilgerihofe aufsuchte und ihr seinen Rat gab, den Sohn auf die Wanderschaft nach Frankreich zu schicken, stimmte sie zu, wie sie eben so still ja gesagt hatte, wenn es ge, heißen hätte, Johann solle geistlich werden.

oder nach Rußland gehen, oder Flöte spielen, oder sonst was fremdes beginnen. Da sie in ihrer ruhigen Art den Knaben lieb hatte und sich doch nicht fähig wußte, sein Schicksal zu bedenken, nahm sie bereitwillig jeden Rat an, der ihr von jemand gegeben wurde, der es besser verstand. Und wer sollte berufener sein, zu raten, als der Herr der Gegend, der ihr Kind in seinen besonderen, freundlichen Schutz genommen hatte.

So kam der Tag am Ausgang eines heißen schönen Sommers, wo Johann aufbrechen sollte.

Er hatte noch im Herrenhause Abschied zu nehmen, der Herr Felsler gab ihm ein Beutelchen mit Geld, das für die Wanderschaft und etwa für die erste Zeit seines Aufenthalts in Frankreich reichen sollte, bis er irgendwo untergekommen sei. Er wünschte ihm Glück und Gesundheit und sagte freundlich: „Lehren geb ich Dir keine mit, heute vergißt Du sie, und wenn Du einmal daran denken solltest, hast Du wahrscheinlich schon das Gegenteil davon getan, sitzest in Verlegenheit und erinnerst Dich der Lehren, so daß sie Dir nur unnötigen Kummer und Verdruß machen, wir Menschen sind nun einmal schon so, daß wir uns nur den Tatsachen fügen und wenn wir was lernen, es nur vom Schick-

sal annehmen. Laß Dirß gut gehn, sei fleißig und brav, aber sei nicht duckmäuserisch und hochmütig, als selbstzufriedener Heuchler, der seine Wohlanständigkeit immer als billigen Triumph über die andern aufspielt, sondern sei so ordentlich, daß Du selbst daran Vergnügen hast. Wenn Du ein oder das andere mal einen dummen Streich machst, Du wirst ihn natürlich machen, wie jeder, dann trage seine Folgen, aber sei nicht gleich verzweifelt, sondern schlage Dich durch und denke, morgen ist auch noch ein Tag. Du sollst Dir aus Deinen Handlungen wohl ein Gewissen machen, aber keine Pein, Du brauchst nicht wehleidig zu sein, es hülf Dir auch nichts, da Du ja allein sein wirst und kaum jemand haben dürftest, der Dein Jammern geduldig anhört, aber Du sollst schon immer empfinden, was Du getan hast und was Dir geschehen ist. Laß Dich ruhig im Strom treiben, denn auch das ist eine Art von Pflicht, da Du ja nicht bloß für Dich, sondern unter Menschen und für andere lebst, wenn Du es auch nicht immer weißt, aber sieh zu, daß Du im richtigen Augenblick Deine Arme brauchst und ans Ufer kommst. Retten kann einen meist kein anderer, das muß man selbst besorgen. Wenns Dir wo fehlt und Du was brauchst, so schreibe. Du weißt, daß Monate

vergehen, bis Du Antwort und Hilfe bekommen kannst, so daß die Sonne längst untergegangen ist, die Deine Verlegenheit beschienen hat, darum melde Dich nur dann, wenn es einen Sinn hat und Zeit genug bleibt. Du wirst Dir eben meist selber helfen müssen und das ist das Richtige.

Haft Du auch niemand, der über Dich wacht und Dir zusieht, als den lieben Gott, so denke, daß der auch nicht jeden dummen Streich auf der ganzen Welt bewachen kann. Du mußt selber die Augen über Dich offen halten. Paß auf Dein Gewerbe, damit kannst Du sowohl draußen, als hier, wenn Du zurückkommst, Geld und Glück machen, aber klebe nicht an Deinem Webstuhl, denn alles andere, was Du nur lernst und kannst, dient Dir ebenso gut, wenn Du's brauchst. Wüßte nicht mit Deiner Kraft, denn Du bleibst nicht immer jung, halte Dich gesund, denn das ist Dein einziges Kapital, damit mußt Du auskommen, Geld darf man zur Not verwirtschaften, aber Kraft nicht. Sieh zu, daß Du immer ordentlich schläfst, wenn Du ein oder das andere mal hungern mußt, ist's nichts anderes als ein köstliches Fasten, worauf Dir der nächste Bissen Brot besser schmecken soll, aber eine schlaflose Nacht ist eine Strafe, dann nütze sie und denke nach, womit Du sie verschuldet,

denn dazu ist sie da. Doch bring Dich niemals mutwillig um den Schlaf, auch wenn Du ihn noch nicht zu schätzen weißt, er ist immer, wie die Bibel sagt, des gerechten Mannes."

"Jetzt hast Du ihm aber doch schon Lehren gegeben und genug auch noch" sagte seine Frau mit einer gewissen Wehmut, da sie den Abschied auch des fremden Kindes schmerzlich empfand.

"Ja freilich so sind wir nun einmal, wenn wir jemand vor uns haben, der uns zuhören muß und sich nicht wehren kann", antwortete der Herr Felsler, „aber vielleicht klingt ihm doch ein oder das andere Mal was davon im Ohr und dann soll es doch nicht ganz eitel sein. Also halt Dich gut und laß Dir's wohl gehen. Und denk daran, daß Du hier zu Hause bist. Du schuldest keinem Menschen was, das ist auch ein guter Besitz, so daß Du immerhin über Dich verfügen kannst, nur Deiner Mutter gehörst Du doch noch an und das ist Deine Heimat, weil sie gut ist, und wenn sie auch davon nicht viel reden kann, so denkt sie doch an Dich, und wacht sie manchemal mitten in der Nacht auf, so ist's gewiß, weil Du fern von Ihr leben mußt, ohne daß sie weiß, was mit Dir geschieht. Das kannst Du wohl überlegen, wenn Du irgend was vorhast, daß Du sie in dieser Nacht nicht aus dem

Schlafe weckst mit einer schlechten Tat. Die Mütter haben darin einen zarten Schlummer, wir Männer sind nicht so ängstlich, aber die Frauen wachen sicher auf, wenn ihr Kind in der Ferne was übles tut oder leidet. Nun leb wohl und laß von Dir hören, wenn Du was zu melden hast.“

Die Frau Felsler steckte ihm noch ein Päckchen mit allerhand guten Eßwaren und feinen Andenken zu und Elisabeth reichte ihm mit vornehmer Kühle die Hand, da er jetzt schon ein Fremder war, der nach kurzem Besuche sich verabschiedete.

Johann ging noch zum Bilgerihofe zurück, wo unterdeß die Mutter sein Kännel gepackt hatte. Sein Großvater saß auf der Ofenbank und nickte über der Pfeife, wachte gelegentlich auf, tat einen Zug, blickte auf die Beiden und schlief wieder ein. Es war Nachmittag und nach dem Essen war seine Müdigkeit stärker, als der bevorstehende Abschied. In dem dumpfen Raume, worin die warme Herbstluft gedrückt lag, summten Fliegen und taumelten umher. Von draußen kam kein Ruf, denn alles schwieg in der Mühsal des hohen, heißen Tages.

Die Mutter gab ihm das Felleisen und

sagte: „Warst Du schon drüben im Felsenhauſ und haſt Dich empfohlen?“

Johann nickte. „Dann biſt Du alſo fertig. Hier ſind Deine Sachen. Ich hab Dir ſechs neue Leinwandhemden eingepackt. Du ſollſt aber nicht immer dieſe neuen tragen, daß ſie gleich hin ſind, denn ſie werden ja draußen nicht ordentlich gewaſchen und getrocknet, ſondern trage die alten, damit Du ein reines, gutes Hemd haſt, wenn Du eſ an einem Feiertage brauchſt. Dann biſt Du anſtändig angezogen. Undbürſte Dir auch immer ordentlich Dein Gewand. Wenn Du waſ zerriffen haſt, bitte immer die Frau, wo Du wohnſt, die Meiſterin, oder ſonſt die Wirtin, oder die Mutter eineſ Kameraden, daß ſie Dir Dein Zeug flickt. Sie wird'ſ ſchon tun.“

„Ja Mutter.“

„Und ſpar Dein Geld, damit Du außkommſt, denn Du haſt ja niemand draußen, der Dir waſ geben kann. Vertu nichtſ und trink und ſpiel nicht und“ — Sie hielt eine Weile inne, ſie wollte wohl noch etwaſ ſagen, aber ſie ſchüttelte bloß den Kopf, runzelte die Stirn und ſchwieg. Johann hatte daſ Felleiſen umgehängt, den Stock in der Hand und war reisefertig. So ſtand er einen Augenblick der

Mutter gegenüber und sah sie jetzt erst eigentlich zum erstenmale, während sie ihm bisher selbstverständlich gewesen war. Er bemerkte, daß seine Mutter eine ältere Frau war, mit versorgten Zügen, viel älter als die Frau Felsler. Die Ungeduld ergriff ihn mächtiger als der Abschied.

Noch umfaßte er mit einem raschen Augenblick jedes Gerät in dem großen, halbdunkeln, steingepflasterten Raume, die Bank neben dem mächtigen Ofen, die Schüsseln auf dem Bord, das Mutter-Gottesbild in der Ecke, darunter das rote Glasherz, worin das ewige Licht brannte. Vom Stalle hörte er ein leises Scharren und Muehen der Kühe und draußen liefen die Hühner.

Es war Zeit zu gehen.

Da nahm die Mutter noch ein Glas Milch vom Bord und sagte: „Trink das noch aus, damit Du nicht heute schon wo einkehren mußt, Brot und Speck hab ich Dir ohnehin für ein paar Tage mitgegeben.“

Er trank die Milch, dann ging er zum Großvater und reichte ihm die Hand.

„Sm, hm“, brummte der und hatte kein Gefühl für die Feierlichkeit der Stunde.

„Also leb wohl Mutter.“

„Leb wohl Johann“ . . . Sie gab ihm die Hand. — Er ging.

Die Frau trat, die Augen mit den Händen beschattend, an die Schwelle und sah dem Knaben nach, der rasch und kräftig die Straße hinabging.

Als er nach einer Zeit sich umschaute, stand sie noch immer da und blickte ihm nach.

Er war schon längst in einer Biegung des Weges verschwunden, als sie noch immer vor dem Hause verweilte, denn sie glaubte ihn noch zu sehen, wenn ihn auch bereits die weite Welt aufgenommen hatte.

IV.

Die Wanderschaft hatte den Jüngling hinausgeführt in die freie wilde Luft der Zeit aus den engen Verhältnissen des Vaterlandes, das kindlich der Vormundschaft weniger Herrschenden sich so unbedingt anvertraute, wie er selber dem Herrn seiner Gegend.

Frankreich! Welch ein Name, welche Begebenheiten und Helden!

Als ein Kind noch war er mit seinem Bündel auf dem Rücken nach Paris gekommen, mit seinem einfältigen Knabenverstand, den offenen, freundlich-karen Blicken, in denen nur ein lauterer

gehorsames Vertrauen, in Welt und Menschen lag, aber nichts von der bitteren Einsicht, die nur der Erlebende gewinnt, der Böses erfährt und selbst tut, dem sich in einem großen Augenblicke verraten hat, was es heißt: Du bist ein Mensch.

In den weichen, sanften Gesichtern der Kinder — es sei denn, daß besondere angestammte Bildung bereits früher die Züge geschärft — liegt stets der selige Traum einer Menschheit. Nicht, daß ein Einziger mit seinem Willen lebt, verrät sich in den kindlichen Gesichtern, sondern was allen Menschen gemeinsam ist, drückt sich in ihnen mit liebenswürdiger Weichheit aus; was uns die Kinder so lieben läßt, das ist, was sich aus ihrer Unschuld und unwissenden Selbstsucht, aus ihrer mächtigen Einfalt, aus ihrer zuversichtlichen Hilfslosigkeit hoffen läßt; der Traum, den jeder träumt, nur das Kind zeigt ihn: die anmutige Idee der Menschheit. Herangewachsen, bildet jeder selbst sein Antlitz; Leidenschaften, Triebe, Gedanken, Erlebnisse haben Stirne und Backen und Hals geformt und den Zug des Mundes bestimmt, aus dem Auge ist der unbestimmte Glanz und die gefühlige Klarheit der früheren Tage gewichen, es blickt scharf oder müde, aber es ist nicht mehr so weit und stetig offen, wie

einst, es schaut nicht mehr, es erkennt; gegenüber den äußeren Dingen, den guten und den feindseligen, hat es mit Willkür sich einzustellen gelernt, sich hier wegzuwenden, da zu begehren, und dann: es hat nicht mehr bloß nach außen, sondern immer tiefer nach innen gesehen und in der eigenen Seele furchtbares erkannt, das es schauernd maß, verschweigen will und doch verraten muß. Nicht mehr die Menschheit und ihr Traum, sondern der Mensch und seine furchtbare Wahrheit und Bestimmung stehen in dem Angesichte des Er wachsenen.

So hatte auch der Knabe Johann Bilgeri sich verändert. Was hatte er alles sehen dürfen und müssen!

Für die Menschen Europas, war jetzt Paris das Herz der Welt. Und welch ein zuckendes, gewaltig schlagendes Herz, von welchem heißen Blutströme voll! Alle Leidenschaften, Qualen und Laster tobten in diesem Herzen, sonst nur dumpf und dunkel gefühlt, lachten und blühten sie hier, wie heißer Mohn im Grünen. Eine Stadt, wie andere auch, Menschen wie andere, graue Steinmassen, zu altertümlichen Palästen, sanften oder strengen Kirchen, breitgerundeten Ruppeln, scharfen Türmen, langgestreckten, ernstern, aber wohlgeordneten Mauern gereiht, hie und

da die matte Farbe gepflegter Gärten und schön gewölbter Baumwipfel, weite Straßen und Plätze, auf denen unerhörte Begebenheiten sich zutrugen: der dröhnende Ein- und Ausmarsch von Truppen, die von Siegen und Niederlagen glühten, der Ansturm aufgeregter Menschenhaufen, die von gemeinsamen Wünschen erschüttert und zusammengeballt wurden, bis ein furchtbares Ereignis sie zersprengte, die Reden drohender, schmeichelnder, betörender und betrogener Patrioten in gellenden Wirtsstuben, auf Straßenbänken zu einem zusammengelaufenen Schwarm mit ausholenden Geberden und allem Aufwand aller Kräfte. Aufzüge und Versammlungen des Volkes, dann finstere Trommelwirbel über Karren, die zum Richtplatz gingen und auf denen manche lichte und zarte, manche finstere, furchtbare Gestalt zum letztenmale in sich selbst zusammenkroch, um sich vor sich selber und vor der Stunde die sich erfüllen sollte, so klein zu machen, daß das Schicksal vielleicht darüber hinwegsehe. Kanonendonner konnten über diese Plätze brüllen und die Leute wegfegen, so daß sie wie schwarze Fesen zu fliegen schienen. Menschen, Parteien, Ziele wurden wie Blätter hingestreut. Der Baum der Menschheit stand da in seinem Herbst voll glühenden, welken Laubes und von den

Fiebern kommender Lenze geschüttelt. Ueber all dem Lärm lag das fahle Licht einer unbestimmten Erwartung und das Ganze schien den Atem einzuhalten vor einem größeren, bevorstehenden Schicksal.

Der Jüngling wohnte in einer stillen, alten, engen Gasse, nur ein paar Schritte von dem Herzen der Stadt Paris entfernt und mitten im schlummernden Frieden, der keine Wimper regte. Seine Hauswirthin, ein altes Mütterchen, saß auf der steinernden Schwelle der Thür und strickte einen roten Strumpf, während neben ihr eine schwarz-weiß gefleckte Angorakatze einen großen Buckel machte und gähnte. Oben aus dem Fenster blickte ein weißer Mädchentopf aus einer weißen Haube, hinter der ein paar schwarze Locken hervorgeschlüpft waren. Wenns gut ging, sah er sogar einen schönen, blanken Arm und einen schmalen zierlichen Hals und wenn er bescheiden grüßte, lachte ihn das Mädchen mit zwei schimmernden Zahnreihen an: „Bonjour Monsieur Jean“, denn in der Gasse kannten einander alle und Johann war hier zu Hause.

Da war eine stille Brasserie, wo kleine Handwerker verkehrten, dort ein Victualienhandel, wo er gelegentlich seine Wurst kaufte, da stand in toten Geschäftszeiten die blonde, üppige Cafetière

vor der Türe und blickte freundlich, dort tanzten blasse Kinder auf den Stufen einer alten Hausstiege. Solche Gassen gab es in solcher Zeit.

Und doch war hier nicht ein Tag, sondern Jahre des letzten Gerichtes. Unter Morden und Reden, den kleinen Zerstreungen dieses Volkes, das jeden Morgen seine Revolution verlangte, unter den Schlachten tönten Lieder, zwischen ernstern Citoyens mit bewußter Cocarde und altrömischer Tugend gingen ehrsame Spießbürger ihren Gewerben nach und ließen sich nicht stören, zwischen blutigen Geschehnissen schwarz umwölkter Tage spielten sich heitere Dinge ab, wie wenn ein Stückchen blauen Himmels tröstlich erschiene, kleine Grisetten spazierten in bunten Shawl's wie Johann sie weben lernte, sie tanzten in den Gasthäusern der Vorstädte, hatten ihre Liebchaften, und waren manche große Damen ermordet oder vertrieben, so gab es doch stets neue Göttinnen der Schönheit, denn wie sollte das Herz der Menschheit, das für Freiheit glühte, für die Liebe kalt geworden sein!

Paris war wie eine launenhafte Frau, wie eine Freiheitsgöttin selbst, die Menschen hinopfert mit einem Lächeln, tausend Tote sind ihrem Leben nichts, ihre Schönheit braucht Menschen und wieder Menschen!

Durch dieses Leben ging der junge Oesterreicher und staunte. Er verstand diese Sprache nicht, wenn er auch bald sein Französisch halbwegs beherrschte und mit seiner Wirtin, oder seiner Nachbarin, mit seinem Prinzipal sich ganz gut verständigen konnte. Hier galt es eine andere Sprache. Wer wußte, was diese große, brüllende, wieder totenstille, von Fiebern geschüttelte, lachende, schluchzende Stadt sprach. Was wollten diese Menschen? Aus dem ganzen Lande strömten sie her, aus allen blühenden Provinzen kamen die besten Menschen, junge, lebensvolle, geistreiche, dürstende, die sich nach Taten sehnten und wußten doch, daß sie so leicht sterben konnten, leichter als ein Blatt von seinem Ast gelöst wird. Aber sie kamen. Die Großen zogen in Paris ein, gingen in die Klubs, schrieben in die Zeitung, stürzten auf die Tribüne und sprachen diese fremde Sprache, die er nicht verstand und doch bewunderte, der Geist der Freiheit redete aus ihnen mit feurigen Zungen, sie traten zu Parteien zusammen und bekriegten einander mit Geberden und Worten, feindlich und brüderlich in Haß, der Liebe, in Freiheit, die Sklaverei war. Sie tobten und verleumdeten klagten einander an und heute noch im Triumph auf den Schultern getragen, wurden sie morgen

gestürzt, geprügelt, bespieden und wenns hoch kam, hingerichtet. Das war die Meinung ihrer Nation, der Wille ihres Volkes und ihr eigener. Sie schonten einander nicht und keiner sparte sich selber; Frankreich, das war der Ueberfluß. Und die Kleinen, all die guten Jungen, die Bürgerkinder, die Bauernsöhne, von denen im besondern gar nicht die Rede war, was wollten die? Sie nahmen den Säbel um und die Flinte in die Hand und zogen den blauen Waffenrock an und maschierten, hierhin und dorthin, ins Landinnere, oder über die Grenze; weithin bis nach Italien, in die Niederlande, weiter bis nach Syrien und Aegypten trugen sie die Fahne ihres geliebten Landes, ihrer lächelnden, männermordenden Freiheitsgöttin, folgten den Befehlen schnaubbärtiger, wilder Generale und ließen sich willig erschießen. Sie fochten für die Freiheit und staunten über ihre eigene Tapferkeit, die sie sich vorspielten in einer Heldenkomödie, die vor ihnen kein Volk noch gedichtet. Wer konnte diese Sprache verstehen?

Aber es mußte doch ein großes, strenges Recht, eine feste Wahrheit mußte in solchen Spielen und Taten liegen, denn diese ungeschulden, wilden, abenteuerlichen Haufen siegten. Gegen eine ganze Welt standen diese jungen

Burschen, jede Niederlage machten sie durch zwei Siege wett, ihr Herz kannte kein zurück, ihr Fieber keinen Aufenthalt. Sie hatten ein Vaterland. Es schickte sie in den Tod und sie liebten es umso heißer, wenn es ein Bluturteil nach dem andern unterschrieb, und den Tod von Tausenden besiegelte.

Und die kleinen hübschen Frauenzimmer, die so munter lächelten und sich so gern unterhielten, konnten, brachte es der Tag mit sich, auf einen Steinhaufen steigen und das aufgeregte Volk anfeuern, daß ihre Stimme plötzlich groß und laut über den Platz scholl, während ihre Shawls von den Lockenköpfen herabsanken und das wilde Haar über die heißen Stirnen und bloßen Schultern floß, sie konnten Steine ergreifen und auf gehaßte Verräter schleudern, als wären es Rosen, die sie von der Brust lösten und einem Geliebten zuwarfen, ihre Stimme konnte gellen, und aus den kleinen Kokotten, die sonst zufrieden in ihren dumpfen Zimmern lagen, oder in den Gärten spazieren gingen, schrie die wilde Stimme der gewaltigen Dirne: Freiheit und das Entsetzen zuckte aus ihren Nüstern. Paris! Wer verstand Deine Sprache? Was wollten Deine Taten, Deine Rufe, Deine Stürme und Verbrechen, Deine

Morde und Deine Schmeicheleien, Deine Freiheit, die sich täglich selber vernichtete, um täglich wieder aufzugehen wie eine aus Nebeln doppelt glühende Sonne!

Siehe da, allmählich, lauernd, immer deutlicher wuchs etwas aus diesen Dämmerungen, die durcheinander brauten, sich für Augenblicke lichteten, aus diesen Menschenhaufen, die wie aufgeschwechte Ameisen scheinbar ziellos zusammenströmten und ebenso unbestimmt sich wieder verloren, aus diesen Namen, die heute mit Ruhm und Liebe, morgen mit Schmach und Abscheu genannt, heute erhoben, morgen bespödet worden, aus diesen Taten, die da und dort wie blutige Fackeln in der wirren Nacht aufflackerten, aus dieser Sprache, die nichts schien, als ein Gebrüll und Gewieher scheu gewordener Hüden, nichts als sinnlose Aufrufe, taumelnde Laute von Entsetzen, Staunen, Ingrimm, Sehnsucht, Haß, Zorn, Eifer, formte sich ein Wort, bildete sich eine Gestalt, trat ein Mensch, ein Held, ein Gott hervor, stieg immer höher, erschien immer deutlicher, einsamer, unbegreiflicher, immer selbstverständlicher und immer räthselhafter.

Alle Ereignisse, vergangene, gegenwärtige, künftige bezogen sich auf ihn und fanden durch

sein Dasein ihren Sinn, wurden aufgereiht wie Perlen auf einer Schnur. Nun erst begann der Tag, ordnete sich die Finsternis, jedes vernichtete Dasein, jeder versprengte Blutstropfen schimmerte jetzt und jeder, der das Seine getan und gelitten, hatte um diese kommenden willen gelebt.

Die Menschen waren aus ihren dumpfen Stätten aufgeschreckt worden und hatten, was ihnen Jahrhunderte lang heilig gewesen, in Augenblicken und ohne Besinnung zerschlagen, sie hatten in einer Wut und Trunkenheit, deren nur ein menschliches Blut, welches die Götter von den heißesten Sängen kelttern, fähig ist, in einer Lust, die nur in der Selbstverwüstung gefühlt werden kann, alles hingegeben, was sie besaßen. Und doch, sie hatten ein Glück gekostet, das der Mensch nicht allzu oft und nicht allzu lang genießen darf. Sie waren von sich selbst befreit.

Das Schicksal, das seine Ordnung weiß, auch wenn es sie verbirgt, hatte sie von sich selbst entbunden, es hatte den Herbst über Frankreich verhängt, der kein Blatt auf den Bäumen ruhig welken läßt, es hatte den Sturm gesät, um die Welt einen Frühling ernten zu lassen, wie er noch nie geleuchtet, es hatte gewollt, daß jeder Mensch im Lande seiner selbst vergäße, um einem unbekanntem fremden Gotte anzuhängen. Wißt

Ihr dumpfe, stumpf lebende, was dies heißt: ein ganzes Volk lebt in Sehnsucht? Und wißt Ihr, wie selten ein solches Glück, ein solches Leid und solche Gabe nicht Einem, sondern Allen zuteil wird! Freiheit in Frankreich! Was war dies für ein Hohn, da sie Knechte dieser Freiheit wurden, wie sie früher Knechte ihrer Könige gewesen. Wer sollte diese Sprache verstehen, die da geächzt, geschrien, gestöhnt, gejubelt, gesungen wurde!

Das Schicksal erfand sie, und machte sie deutlich.

Über dem dunkelsten Himmel zog ein blutiger Stern auf und alle Taten des klügelnden Geistes, der edlen Beredsamkeit, der Empörung, des wütenden Gemetzels, der blinden Instinkte, der taumelnden Massen, der kalten lauernenden Grausamkeit, der sinnlosen Sittenstrenge und der ebenso wahnwitzigen Zügellosigkeit traten hinter diesen einen Namen zurück, der aufglänzte wie eine neue Gewißheit. Vor achtzehn Jahrhunderten hatte es einen Mann gegeben, der die ganze Menschheit erlöste, indem er für sie auf dem Kreuze starb.

Das Schicksal, das in grimmigen Wiederspielen einen grausamen Sinn und ein tiefes Gleichmaß findet, hatte gewollt, daß jetzt einmal eine Menschheit sterben sollte für einen Mann.

Napoleon Bonaparte begann über Frankreich zu herrschen und nun verstand jedes Kind, selbst der kleine, arme, fremde österreichische Weber in seiner stillen alten Pariser Gasse die Sprache seiner Zeit.

Die Freiheit war ein Traum gewesen, der mit einem mächtigen Erwachen, mit einem Manne endete. Die Tausende, die starben, hatten für ihn gelebt, sein Leben war die Frucht des ihrigen.

Nun verstand man die Sprache Frankreichs, da sie nur den einen Namen bedeutete.

Johann sah ihn an jenem achtzehnten Brumaire mit seinen Grenadierbataillonen nach St. Cloud ausreiten, einen jungen, finster entschlossenen Mann, dessen schwarze Locken im Winde flatterten, und Frankreichs Freiheit war nicht mehr. Er sah Napoleon nach Italien ziehen und von Lodi zurückkehren. Aus Ägypten und Syrien trug der Südwind diesen Namen nach Paris zurück, das der ferne Mann doch eifern in den Klauen hielt. Der Sieg anderer Helden war nur die schüchterne Begleitung zur Melodie seiner Thaten.

Die Freiheit hat ihren Herrn gefunden. Und Frankreich fügte sich staunend, lächelnd, als verstünde es, daß es nur für ihn geduldet und krönte im Namen der Freiheit den Kaiser.

Frankreich gab Dir seine Freiheit hin, wahrlich kein kleines Geschenk, es gab sie lächelnd, nicht unwillig, die Freiheitsgöttin, sonst gewohnt, daß die Größten vor ihr das Haupt beugten, legte sich Dir zu Füßen wie ein gehorsamer Hund. Du aber nahmst diese Gabe an, wie einen verächtlichen Groschen, den ein Verrufener steuert.

Deine, Frankreichs Heere brachten Dir das ganze Europa dar, und in jedem Jahr Deiner Herrschaft öffnete Dir Dein Reich seine Scheuern und gab Dir die Ernte von hunderttausend blühenden Menschen, die Du notwendig brauchtest, um Deine Taten auszuführen. Und Du bemerktest nicht einmal, daß es ein Opfer war. Wie denn auch! Ist es nicht die Pflicht der Menschheit, sich dem Menschen aufzuopfern, wenn einmal einer zur Welt kommt?

Und hätte Dir nicht bloß Europa, sondern die ganze Erde mit dem gleichen dienstwilligen Lächeln die Krone dargeboten, Du hättest ebenso wenig gestaunt und sie ebenso sehr verachtet, denn das Leben selbst war Dir zu gering.

Unbegreiflicher, hast Du Dich nie gewundert, daß Dich eine lebende Mutter geboren als einen Mann dessen Stirne wahrlich nicht die Wolken berührt?

Dir war das ganze Leben nicht wert, daß es auch nur einen Augenblick dauere und verweile.

Er jagte es vor sich her, unermüdet, er stieg nicht vom Sattel; nach Schlachten, in deren Blutkelch sein Schicksal wie ein Tropfen Tau hing, welcher jezt und jezt zur Erde fallen und auf immer im Sande verrinnen konnte, durchmaß er, wie von einem stärkenden Schlaf erwacht, sein Gemach und sann neue Mittel aus, das Leben vorwärts zu peitschen. Es galt auch ihm, niemals in sich selbst zu versinken, denn das war sein Tod, wenn er zu sich kam, nur außer ihm war sein Leben. Er war ein Mann, der vor sich so floh, der sich selbst vergaß, wie Frankreich sich selbst vergessen hatte. Wer weiß, ob nicht alles im Traum geschah.

Das Schicksal will es so; denn was die Menschen gemeinhin Leben nennen, ist nicht wert gelebt zu werden, wenn es nicht zuweilen solche Träume gäbe.

So lernte Johann Bilgeri die Sprache dieses wunderbaren Volkes und dieser fremden Stadt. Und als er sie verstand, hatte ihm die Fremde alles gesagt, er hatte die französischen Shawls weben gelernt und hatte einen Mann gesehen. Es schien ihm, daß er für alle Zukunft nichts mehr lernen, nichts anderes mehr sehen könne.

Er wußte kaum, warum er eines Tages eben so still, wie er gekommen, wieder von Paris fort ging. Diesmal aber als stattlicher, blühender Mann, hübsch gekleidet, nicht ohne gutes erspartes Geld. Und neben den sechs, nunmehr abgetragenen Leinenhemden, die ihm die Mutter gewebt und genäht, lag nicht mehr in einem kümmerlichen Ränzel, sondern in einem netten Reisekorbe von ziemlichem Umfang manches feine Stück Wäsche und Gewand. Er konnte sich auch einen anständigen Platz im Postwagen vergönnen und fuhr in die Heimat.

In Paris ließ er sonst nichts liebes zurück, in dieser Zeit schien ihm, habe in einem männlichen Herzen nur der eine Held Raum, kein Weib. Und so war er doch noch ein recht junger Mensch, wie man sieht.

V.

Und nun war er in Wien, wo das Felsler'sche Haus eine Zweigniederlassung und Seidenfabrik zu gründen beabsichtigte, welche er vorzubereiten den Auftrag hatte, wie er auch als deren künftiger Leiter von seiner mehrjährigen Lehrzeit hierher berufen worden.

Er wohnte in dem Dörfchen Ottakring in einem Landhause, welches Frau Felsler geerbt

hatte, wo ihm seine freundlichen Gönner die eigene, lange Jahre unbenützt gebliebene Wohnung zur Verfügung stellten. Für die zu gründende Fabrik faßte er natürlich den alten Seidenweberstisch, den Vorort Schottenfeld ins Auge, denn wie hätte einer in Wien eine solche Werkstätte wo anders gründen wollen, als dort, wo sich alle fleißigen Leute dieses Gewerbes schon seit fast 100 Jahren ansässig gemacht hatten und jährlich neue Meister und Gesellen in ihren Kreis aufnahmen, aus aller deutschen Herren Landen wie es eben Eigenschaft der meisten Menschen ist, Glück und Gedeihen nicht dort zu suchen, wo bisher niemand, sondern dort, wo andere auch es schon gefunden, und die Kraft der eigenen Arbeit nicht für sich allein und in einem selbst gewählten Felde spielen, sondern sie mit der fremden Schaffens zusammenströmen zu lassen und die große Mühle des gemeinen Wohles und Tuns treiben zu helfen.

Aber auch dieser Vorort sah noch ländlich genug aus in diesen Jahren und machte mit seinen, einst dem geistlichen Stifte gehörigen, zum Theile in Erbpacht gegebenen, zum Theil verkauften Grundstücken, den zerstreuten, eben erst zu undichten Gassen geordneten niedrigen Häusern ein Landstädtchen für sich aus.

Hinter den Gebäuden lagen große, wohlgepflegte Gärten, deren Baumbestand noch in die Zeit zurückreichte, wo der Boden des Stiftes neben Acker- auch Waldland umfaßt hatte, manches Feld durchbrach die Gegend, und wenn unser Freund von Schottenfeld nach seiner Wohnung ging, drang er über den Wall und lehmige Fußwege vollends in das Landgebiet, wohin noch gar keine städtischen Betriebe gelangt waren, und wo Weinberge und Acker sich über ein sacht welliges, leicht ansteigendes Gelände bis zu den Wienerwald-Bergen erstreckten, wo zahlreiche Schenken ihre Kränze aushingen, die Bauern mit den städtischen Händlern bescheidene Abschlässe über die Erzeugnisse ihres Feldes und Stalles pflogen, und wo nur hier und dort ein bescheidenes Landhäuschen, wie das Felsler'sche die Nähe städtischer Bewohner anzeigte, die das Sommerfrischörtchen aufsuchten.

Die Stadt selbst aber lag verschlossen, eng und still im Panzer ihrer Mauern da, wußte nicht, daß sie als Haupt und Herz eines Reiches ein Schicksal und Pflichten habe und war zufrieden, sie lag freundlich und geduldig hinter den umgrüntem Bastionen, in ihren alten herrlichen Häusern wuchsen in aller Stille muntere Kinder zu erwachsenen Männern und hübschen Frauen auf, die

ebenso sacht und freundlich Väter und Mütter wurden und als gefestete Greise zufrieden hingingen, Ernst und Freude des Daseins gleich ihren Voreltern hinnehmend, wie Gott wollte, an dessen Stelle der Kaiser beschied, was sie mußten. Die Leute lebten geduldig „innerhalb der gesetzlichen Schranken“, die Stadt innerhalb ihrer zerfressenen Mauern, das ganze gemeine Wesen in der Gelassenheit eines Weltwinkels.

Nur zu Zeiten, wenn man an dem dunkeln, prächtigen, weiträumigen Burggebäude mit seinen strengen Fassaden vorüberging, konnte einem vielleicht ein leiser Schauer über den Rücken fahren, daß da ein Schicksal hause und die Herrschaft wie eine Spinne sitze, die mit verschlossener Zähigkeit weitreichende Fäden in ferne Länder, entlegene Begebenheiten zu einem starkmaschigen Netze spinne, worüber ihr Wille dahin und dorthin nach Beute schoß. Hunderttausende von Menschen wurden von hier aus regiert und wußten nur: Wien will es so, starben in Kriegen und wußten nur: Wien hat es befohlen, steuerten Geld und Blut, dienten unter schönen adeligen Offizieren und führten ihre Waffen im Norden und Süden Europas spazieren.

Wien war ein einsamer Brunnen, der still rauschte, und seinen Quell von Kraft und Frische

in eine schwarze, unermessene Tiefe fallen ließ; was fragt das Wasser, wohin es stürzt, aber wie silbern war sein Wohl laut!

So war der Frühling des Jahres 1809 über die Stadt Wien und ihre Vororte und über die kleinen Stadtbürger gezogen, ein Frühling jung und heiter mit blauem Himmel und silbernen Lerchenrufen wie jeder Wiener Lenz, aber politisch von Wolken verdüstert, trübselig und immer finsterer, je höher und glänzender die Sonne ihres Weges fuhr.

Es galt wieder einmal Kriegsgefahr. Noch war im Vorjahre die zweite Heirat des Kaisers mit dem üblichen patriotischen Jubel gefeiert worden, man hatte für die Invaliden gesammelt, bald darauf vernahm die lebenswürdige Bürgerschaft von Wien allerhand neue und großartige Organisationspläne zur Vermehrung des Heeres und durfte sich darauf gefaßt machen, daß man ihr fürsorglich zur Verteidigung des Vaterlandes noch manchen waffenfähigen Bürger und manchen überflüssigen Gulden zu entziehen gedenke. In der „Wiener Zeitung“ erschienen erst in dunkeln Andeutungen, die bald klarer wurden, so weit die gemessene, vorsichtige und diplomatische Sprache solcher Rundgebungen die gemeine Deutlichkeit zuläßt, die Aussichten auf ein neues

Kriegstheater, es begannen die höflich-bitteren Vorwürfe für den Gegner, der alle Gewohnheiten des Rechtes, alle Privilegien der historischen Mächte höhnisch umwirft wie einer, der Geschichte lieber macht, als lernt, der die alte Ordnung nicht respektiert, weil er seine neue im Kopf trägt und für den die überaus wichtigen fremden Vorstellungen des ungeschmälerten Bestandes der großen Reiche so gar keinen Wert besitzen, daß er durchaus seine eigenen über diesen Gegenstand verwirklicht. Alle Demut ist vergebens, da er übermütig ist und Bedingungen nicht kennt, welche er nicht gesetzt. Die Gesandten und Kanzler wechseln langatmige Schriftstücke, deren kurzer Sinn ist: Lust Du nicht, was ich will, so werde ich versuchen, Dir den Kragen zu brechen. Man spricht davon, daß Wien zum zweitenmale von den Franzosen besetzt werden könnte. Der Krieg wird nach Wien zielen. Wer soll es beschützen? Die weise Fürsorge der Regierenden, die sich sonst in Verboten, und Befehlen garnicht erschöpfen konnte, die Bürger vor Ausschreitung und Freiheit aller Art zu behüten, erkennt jetzt als das einzige Mittel der Verteidigung, daß sich die getreue Stadt selber helfe. Ein städtisches Bürgercorps wird in seinen Funktionen bestätigt, halb freiwillig, halb unwillig werden stattliche Leute

bewaffnet und gelübt, eine Landwehr erhält ihre Organisation und ihren Befehlshaber, erhebende Aufrufe entzünden das vaterländische Gefühl, das sonst in der gutmütigen Stadt vielleicht nicht gerade in heftigen Flammen gebrannt hätte, da selbst solches Feuer in Friedenszeiten gefährlich erschienen wäre und auch Begeisterung nur „innerhalb der gesetzlichen Schranken“ geduldet wird. Die Sprache bedient sich jetzt der Ausdrücke, die im Lande der Freiheit von den Gedanken der Revolution erfunden worden waren, die Politik des strengsten Herrschertums macht sich die Wissenschaft des Aufruhrs der verhassten Franzosen zu Nutze und entfacht Insurrectionen gegen den Eroberer, wo es nur angeht, der Name der Freiheit wird im Lande der Unfreiheit angerufen und niemand lächelt.

Die „edlen Freywilligen“ Wiens — werden ausgerüstet und gemustert. Ein Armeebefehl ergeht: „Wenn dem Vaterlande Gefahr droht, so zähle ich auf Euern Arm. Keiner von Euch will fremden Hohn und fremde Fesseln tragen.“

Nur der eigene Hohn, und die eigenen Fesseln müssen getragen werden, könnte man ergänzen, wäre man schon soweit gekommen, solche Zusätze eigenmächtig bei einem Schriftstücke zu wagen,

daß man auch in Gedanken nur mit dem Sute in der Hand zu lesen weiß.

Am 27. April reisete die Kaiserin von Wien nach Linz ab und der Wiener Magistrat mußte alle nötigen Schiffe requirieren und in brauchbaren Stand setzen lassen.

Da die Regierenden Wien nicht helfen können, wird in bewährtem Gottvertrauen dem Höchsten diese Sorge anheimgegeben, täglich hält man 6 Vestunden in allen Kirchen der Stadt und der Vororte ab.

Am 29. April fährt fast der ganze Hof von Wien ab. Ihm folgt alle wertvolle Habe, die aus der Burg und den Kammern geschleppt und zu Schiff von Wien wegbefördert wird, damit die edle Stadt nur aus eigenem Vermögen sich beschütze und die fremden Fesseln abzuschütteln trachte.

Die reichen Leute beeilen sich auch, ihre Kostbarkeiten fortzuräumen, während die Armen sich mühen, für ihre Bankozettel, in deren Beständigkeit sie ebensowenig Vertrauen setzen, wie in Treue und Halt anderer höherer Mächte, bares Kupfergeld einzutauschen. Fleischhauer, Wirte, Bäcker geraten in Verlegenheit, die Metallmünze reicht nicht, da sie nicht in Umlauf bleibt, sondern von den ängstlichen Leuten verscharrt

wird, die Vermöglicheren kaufen übergroße Vorräte, und die Armen können nicht einmal für ihre wenigen Kreuzer das Nötigste bekommen.

Noch vor der Belagerung durch den Feind belagert die Stadt sich selbst.

Auf den Basteien wird ordentlich geschantzt, man fährt Kanonen auf, und die Polizei entzieht den Trödlern alle Waffen zu Zwecken der Landesverteidigung.

Wien gleicht einem Ameisenhaufen, der aufgeschweicht worden ist. Alles hat zu tun und weiß nicht was, fürchtet sich und rennt der Gefahr in den Arm. Jedermann steckt voll Anschlägen und der Friedfertigste hat Pistolen im Gürtel, die er nicht einmal zu laden weiß. Die Bewohner der Vororte fliehen in die innere Stadt, wem ein helles Haus auf der Bastei gehört, der sucht einen finstern Winkel drinnen auf, die Kellerwohnungen steigen in der allgemeinen Achtung, man verbarrikadiert sie und glaubt in jedem Loch eine Belagerung aushalten zu können und zu müssen.

Zugleich stocken die Zufuhren von draußen, da die Bauern ihre Vorräte nicht abgeben wollen oder allzu rasch und auf den augenblicklichen Vorteil bedacht, losgeschlagen und nichts mehr nachzuliefern haben.

Berüchte und Bulletins melden von Gefahren und Schlachten, die sich immer näher, immer dichter, immer drohender Wien nähern, von Bayern werden die verbündeten Armeen wie in einem ungeheuren Treibjagen herabgedrängt, bei Wien soll das Netz zusammenschlagen. Die Patrioten erfinden Siege Oesterreichs, die Spötter Niederlagen und die Wahrheit ist gleichgiltig bei der allgemeinen Hilflosigkeit.

Immer neue militärische Vorbereitungen vermehren die Schutzlosigkeit, statt ihr zu steuern, indem jeder gezwungen wird, ein Ganzes zu behüten, während er sich selber und die Seinen im Stich lassen muß. In den Vorstädten klingt das Aufgebot, als gäbe es vergnügliche Werbung, die Bürgermiliz, die Studenten werden versammelt, jeden Tag häufen sich Scharen von Menschen, die Nachrichten erwarten, und natürlich fällt jeden Tag eine Nachricht vom Himmel: die Franzosen kommen!

Alles stiebt auseinander, bis nach Stunden der Angst die Furchtsamen wieder sich hervorwagen, nach allen Richtungen ängstlich ausschauen und entdecken, daß für den Augenblick noch kein Franzose in Sicht ist.

Die Kinder und jungen Leute haben ihr Vergnügen daran. Ihnen sind der Krieg, die

Aufregung, all die kleinen und großen Abenteuer jeder Stunde ein seltener Spaß. Das Gruseln gibt eine Lust, das Ausmalen aller möglichen Gefahren und Tapferkeiten einen seltenen Genuß. Die strenge Hauszucht ist aufgelöst, da es wichtigeres zu tun gilt, sieht man, daß es auch ohne sie geht, wie es geht.

Über der ganzen Stadt zußen unaufhörliche Geräusche, sie zittert vor Bewegung, da traben Marschierende durch die Straße, dort wälzt sich ein Menschenhaufe mit Rufen und Geschrei vorwärts, hier rasseln Krankenwagen und Fahrzeuge mit schwerer Ladung, dort jagt ein Reiter mit hellem Hufschlag vorüber. Gibt es einen Augenblick Ruhe, so ist dies nur der Anlaß zu neuem Schrecken, da die Stille in solchen Zeiten das fahle Unheil selbst scheint.

Stadt und Vorstädte verfolgen die entgegengesetzte Politik und sind auf einmal aus Brüdern Feinde geworden, denn die Vorstädte, die an Widerstand nicht denken können, sind halbwegs zur Aufnahme der Franzosen bereit, um möglichst gut wegzukommen, während die Stadt verteidigt werden soll und auf Belagerung gefaßt ist. Nun sind aber Stadt und Vorstädte durch Handel und bürgerliche Beziehungen aller Art verknüpft, die Gefahr zerschneidet diese Verbin-

dungen. Die Stadttore werden streng bewacht und geschlossen gehalten. Die Fabriken, die draußen angefedelt sind und sonst an ihre Niederlagen in der Stadt Waren abgeben, müssen feiern, niemand will bestellen, niemand liefern, jeder fürchtet für den Kredit und wahrt das bare Geld.

Manche Berichte wußten bereits zu erzählen, daß allenthalben Mein und Dein nicht mehr ganz vor Verwechslung sicher sei, Bäckern ging es unter Umständen übel genug, wenn sie entweder kein Brot mehr oder nicht das volle Maß verkauften. Mehreren wurde das Gewölbe gründlich eingeschlagen, nur Gewalt konnte die Gewalt vertreiben und die Kaufleute vor Plünderung bewahren.

Dazu ein ewiger Durchzug von ratlosen Truppen, von Menschenhaufen, die in der Angst und Aufregung der Zeit ihre gewohnten Beschäftigungen verloren hatten und Zerstreuung suchten, überall verhinderten Zuläufe den Verkehr, am meisten dort, wo es etwas dringendes zu tun gab, wie auf den Schanzen, die man in Fieber-eile wehrfähig zu machen suchte, oder vor den Ämtern, welche mit den Vorbereitungen für die kommenden Tage alle Hände voll zu tun hatten, während das Publikum die Stiegen, Gänge,

Amtsräume belagerte, um da und dort eine Nachricht aufzufchnappen, weiter zu verbreiten, zu combinieren, und zu verungeheuerlichen.

In der lauen Frühlingsluft lag ein beständiges Zittern und Zucken, und Morgens und Abends glaubte man bald von Nord und Ost, bald von Süd und West, bald vom Wienerberge, bald von Purkersdorf, bald von der Donau, bald von der Liesinger Gegend her, Schüsse zu vernehmen, während es vorläufig bloß die Angst war, die den Leuten in den eigenen Ohren dröhnte.

So war der Mai gekommen, als die ersten Salven von der Westseite die wahrhaftige Ankunft der Franzosen meldeten. Und nun war kein Mensch mehr im Hause zu halten. Alles strich durch die Gassen und Felder.

Johann Bilgeri, der eben vom Schottenfeld aus seine Ottakringer Wohnung auffuchen wollte, hatte gerade die Lerchenfelderlinie passiert und sich in einem stetig stauenden Menschenstrom endlich von Neulerchenfeld ins Freie über weit gedehnte, wüßt liegende Zimmerplätze, Gärten, Felder, abgegraste Weiden, Schlupfwinkel verloren, als er plötzlich wahrhaftiges Trompetengeschmetter, Hornsignale, Reitergetrabe vernahm. Jetzt war der Feind da! Und ganz in der Nähe!

Rasch schritt der Mann dem Lärm zu, es war Nachmittag, die Maisonne brannte bereits ganz ordentlich, als er die weißgetünchte Häuserreihe des Ortes erreichte.

Gerade vor einem stattlichen Gebäude, das auf der Straße zwischen Kirche und Schule stand, und eines weiten Blickes über die Wipfel der Obstgärten hinweg bis nach Breitensee und nach dem Lustschlosse Schönbrunn genoß, traf er den hellen Aufruhr an.

Ein Trupp französischer Infanterie lagerte da auf dem Platze zusammengedrängt, schien weitere Befehle abzuwarten, und kümmerte sich noch wenig um die Einwohner, welche, Mädchen, Kinder, Weinbauer, alte Leute, vor den Häusern standen und ängstlich erregt auf die Fremden blickten, die nicht zur Ruhe kommen schienen.

Sie hatten zwar ihre Gewehre in Pyramiden aufgestellt und sich zum Teil niedergelassen, der eine mit Rauchen, der andere mit Trinken beschäftigt, während der Hofen nähte und jener in seinem Tornister kramte. Aber größtenteils standen sie beieinander und beratschlagten, nur ein ganz junger Offizier und ein korpulenter Wachtmeister, der seine weiße Weste über dem Bauch geöffnet trug und ziemlich ratlos und

unbeachtet da stand, schienen als Leute von Rang der Schar anzugehören.

Die Invasion sah vorläufig nicht besonders gefährlich aus.

Nach kurzer Weile kamen Reiter von mehreren Seiten herzugesprengt.

Etliche Offiziere bestiegen die Hügelchen, welche gegen die Stadt blickten und spähten mit freiem Auge oder mit Ferngläsern scharf über das Gelände, als suchten sie das Schussfeld ab.

Es währte auch nicht lange, so wurden Vorbereitungen zu einem dauernden Aufenthalte getroffen.

Der Soldatenhaufe entsandte einen und den andern aus seiner Mitte in das Dorf und plötzlich entstand unter den Zuschauern Verlegenheit, Gemurmel, Streiten, gerade neben Johann trat ein junger Bursch, bartlos, mit verlegenem Gesicht auf die Leute zu, die gedrängt vor dem Gasthaustor standen, das halb geöffnet, einen mit Rasenköpfen gepflasterten, von Gras durchwachsenen Hof sehen ließ mit langen Reihen von Holzbänken und Tischen, die sonst Ausflügler zum „Heurigen“ einluden.

„A boire, à manger!“ sagte der Soldat. Die Mädchen stießen einander mit den Ellbogen an, flüsterten, sicherten, die Männer knurrten.

Eine Wolke des Mißvergnügens flog über das Gesicht des Burschen, als er sich so verspottet und nicht verstanden der Schar gegenüber sah.

„A boire, à manger!“ wiederholte er lauter. Johann trat unter die Leute: „Sie wollen was zum Essen und Trinken!“

Dankbar nickte ihm der Soldat zu und machte freundlich die Geberde des Trinkens.

Notgedrungen ging der Wirt ins Haus, der Soldat folgte. Nach wenigen Minuten brachte man von allen Seiten her Gläser, Wein, Fleisch und Brot ins Freie und bald waren die Soldaten auch in den Häusern, während vor dem Plaze immer neue Truppen Halt machten.

An Bäume band man die Pferde, das kleine Dorf wurde ganz übermannt von den Ankömmlingen, die durcheinander wimmelten, in ihrer fremden Sprache einander Befehle zuriefen, Witzwortewechselten, dröhnend lachten, schimpften, Aufträge gaben, in ihren Waffenröcken schwitzend, mit knarrenden Stiefeln, klirrenden Sporen, mit Säbeln, die ihnen beim Gehen zwischen die Beine schlugen. Dazwischen Hornrufe und Wiehern der Pferde.

Rasch sammelte sich ein Bataillon, der Offizier sprang an die Spitze und die Schar

verließ den Platz, dort kamen Geschützwagen angefahren, daß die Räder, das Metall, der Tritt der Lastpferde dröhnten. Eine Kanone nach der andern faßte auf den Hügeln Stand.

Die Dorfleute hatten genug zu tun. Unwillig, aber schließlich dem Drange weichend, bewirteten sie die ungebetenen Gäste.

Höflich, doch kurz angebunden forderten die Offiziere, ohne weiteres nahmen die Mannschaften, was sie brauchten.

Während ein Haufen um den andern ankam, wieder abzog, während Kofse von den Bäumen losgebunden wurden, um fortzureiten, indeß bald wieder neue an dem gleichen Platze wieherten, scharrten und die Futtersäcklein schüttelten, blieb eine ansehnliche Menge von Soldaten ruhig hier und begann sich wohnlich einzurichten.

Das war Fußvolt, welches vorderhand, wie es schien, nichts zu tun hatte, während die Artillerie auf ihren Hügeln immer drohendere Zurüstungen machte.

Und als gegen Abend der ganze Himmel im Feuer der untergehenden Sonne aufzuglühn begann, waren die Infanteristen hier ganz zu Hause, hatten die Kanoniere alle überschauenden Plätze besetzt.

Und plötzlich, wenn auch vorhergesehen, doch im Augenblicke unerwartet, rollte ein mächtiger Donner aus vielleicht zwanzig Geschützen zugleich gelöst, über das Thal. Waren es Blindschüsse, bestimmt den Widerstand der Stadt, noch ehe er sich hervorkagte, einzuschüchtern, oder ward schon auf bestimmte Objekte gezielt, einerlei, es entstand unter allen Leuten im Dorf ein furchtbarer Schrecken, unter den Soldaten aber, die, vom Selbstgefühl des unbedingten Sieges geschwellt, an Abenteuer gewöhnt, heute da, morgen dort einzukehren genötigt waren, das prahlerische und gefährliche Fieber, das sich zwischen Schüssen und Gefahr, vor einem Gefecht oder bei der Rast, in den kurzen Augenblicken des Genießens und in neuen Verhältnissen, die ebenso rasch beherrscht, wie überblickt werden, zu erheben pflegt. Es ist wie ein Rausch, der, von dem allzu raschen Trinken und gierigen Essen entfacht, vom Rauch der Schüsse gebeizt, weil im Sieg alle Zügel locker werden, jeden Einzelnen über Gebühr steigert, so daß er sein Verhältniß vergißt und seine Macht gegen Menschen und Dinge wendet, die sich wehrlos preisgeben, oder törricht widersehen.

Als der Schuß aufdröhnte, scholl durch den Ort ein furchtbares Kreischen der Weiber und

Kinder, die sich in und vor den Häusern zusammendrängten oder den Truppen zwischendurchliefen.

Die rastenden Soldaten aber, des Lärms gewohnt, lachten lauter und freuten sich an der Angst. Sie gossen umso fröhlicher und rascher den jungen Wein hinter die Binde.

Johann ging von einem Haus ins andere und sah dem Treiben zu. Da waren also die Soldaten des großen Frankreich. Er sah sie mit Staunen und Verdruß. War das die streng zusammengehaltene, in Mannszucht starrende, unüberwindliche Macht, von der die ungeheuren Siege zeugten, die jeder Monat brachte, oder waren das vergnügte, leichtsinnige Marodeure! Sie hielten nicht einmal ihre Uniform ordentlich, gingen in Feszen, manch einer trug einen Waffenrock, der gar nicht seiner Truppe gehörte, die weißen Hosen waren voll Speiseflecken und mit Spuren von Straßenkot und Staub bedeckt, die Stiefel klappten an den Sohlen, mancher hatte auf der Raft gar keine an, sondern Feszen von Tüchern um die Beine gewunden, dafür aber waren die meisten Leute mit Schmuck behängt, klrirten von Armbändern, trugen kostbare Halskreuze oder hatten in ihren Eschałos blihende Broschen stecken. Es war eine Armee, die kein Vaterland mehr hatte und sich vom Kriege

ernährte, mit dem Kriege verwilderte, für den Tag lebte, die zwischen den Schlachten durch eilige Belage taumelte, an einem Tag der Rast sich für Wochen der Entbehrungen schadlos hielt. Johann lehnte still in dem Torwinkel des weiträumigen Gasthofes, wo das meiste Leben sich sammelte.

Der Wirt ging, bald händeringend und verzweifelnd, das fette Gesicht vom Schweiß der Mühe und Angst beperlzt, durch Hof und Zimmer und sah zu, wie die erfahrenen, alten Soldaten, welche den Wein wie der Hund das Wild zu riechen und aufzuspüren wußten, gleich die ganzen Fässer aus dem Keller ins Freie und in das Schanklokal schleppten, die gesperrten Türen hatten sie kurzer Hand eingeschlagen, um nicht weiter behindert zu sein. Da war Wein aus allen Rieden, der weiße aus der von St. Lambrechtskirchen aus dem Kirchsteige, der Heurige von der Riede im Kleinpenniggelde, der vorjährige aus der im großen Pfenniggelde.

Die sparsam verwahrten, flüssigen Schätze wurden mit kurzen Beilhieben gespundet, Gläser, Feldflaschen, Kochgeschirre untergehalten, und das gute Getränk floß leicht hin über den Estrich, so daß unter jedem Faß eine Lache stand.

Als ein hagerer, finster dreinschauender Soldat

ein Eimerchen aus der dunkeln Ecke des Kellers hervorzurollen begann, überkam den Wirt das äußerste Entsetzen. Bisher hatte er es geschehen lassen, denn die großen Fässer waren immerhin von der mittleren Gattung, wenn auch haltbar, dies kleine aber aus der Ried Rotherden, der einzigen, die einen kostbaren, den gesuchtesten Wein der Gegend ergab.

Er stürzte sich wie ein Muttertier, das sein Junges verteidigt, schreiend dem Fremden entgegen und fiel ihm in den Arm mit Bitten, Wehklagen, Rufen, während dieser ihn ansah, ohne ihn zu verstehen und mit einem harten Griff zur Seite schob.

Unterdeß erscholl vom ersten Stockwerke Weinen und Hilferufen von Weiberstimmen. Einzelne Soldaten hatten sich durch Trunk und Speise erhitzt, im Taumel des leicht errungenen Sieges aufgemacht, die Häuser auszukundschaften und Beute zu suchen.

Sie brachen die Schränke auf und zerrten Leinenzug, Silbergeschirr, alten, in Ehren verborgen gehaltenen Schmuck hervor, der eine wand sich ein Seidentüchlein um den Hals, der andere schob sich einen schönen Spitzenkragen in die Brusttasche, während ein dritter ein diamantenes Halskreuz in den Tornister wandern ließ, oder

ein paar silberne, wohlgeformte Löffel in den Stiefelschaft.

Die Frauen stürzten sich auf die Eindringlinge und suchten ihnen die Beute zu entreißen, wobei ein dichtes Handgemenge entstand, die gierigen Soldaten suchten ihre errafften Habseligkeiten zu bewahren, und wenn die Frau in der Röthe des Zornes und im Feuer der Leidenschaft ihnen gefiel, noch eine lebendige, warme, frische Weiblichkeit an sich zu bringen. Die Frauen bissen und traxten, in den engen Zimmern zusammengedrängt, wo die Dämmerung jeden Schlupfwinkel doppelt heimlich, gefährlich und unentrinnbar machte, die Soldaten erwehrten sich lächelnd, antworteten mit einem Schwall von Zärtlichkeiten, flüsterten Liebesworte, die unter den deutlichen Geberden auch in der fremden Sprache verstanden wurden. Wie lange hatten sie der Liebe entbehrt. Die Frauen taumelten und wehrten sich, von den kundigen Griffen der Sieger betäubt, erhitzt, bis plötzlich da und dort Lachen und Richern erscholl, oder das Wutgeheul der Männer und Burschen einbrach, die sich mit den Fäusten, mit Ärten, Dreschflegeln, Gläsern auf die Soldaten stürzten, so daß die einen ihren Raub ließen, die andern sich ihres Lebens erwehrten, und im Finstern

ein Ringen Mann gegen Mann, Weib gegen Mann, Bewaffneter gegen Wehrlose anhub.

Es gab Schüsse.

Draußen im Freien brannten mächtige Wachtfeuer. Und in allen Häusern, wie vor ihnen, sah Johann Bilgeri den gleichen Lärm, das gleiche fieberhafte Treiben bis zum Handgemenge gesteigert.

In diesem Durcheinander, das sich gellend, dann wieder auf Augenblicke beruhigt, gleich dem Flackern von Fackeln im Winde durch die Nacht schlug, fuhr von einer Truppe von Soldaten geleitet, ein Wagen ein und machte vor dem Platze Halt.

Der wachhabende Offizier wechselte mit dem Kutscher und mit der begleitenden Mannschaft ein paar Worte, dann öffnete er galant den Wagenschlag und eine schwarz gekleidete, schlanke Dame, dicht verschleiert, stieg aus.

Der Offizier fragte, wohin sie zu fahren gedente.

Die Dame antwortete leise, so daß Johann ihre Worte nicht hörte.

Der Offizier fragte in hartem Akzent und darum laut genug, daß ihn Johann, obgleich abseits stehend, vernahm, was denn eine Dame

zu diesen Zeiten gerade hier und in diesem Augenblicke wolle.

Die Fremde entgegnete kurz und abweisend, wie es schien, sagte sie, darüber schulde sie keine Rechenschaft.

Der Offizier lächelte, dann bot er ihr den Arm, sie möge sich von ihm in ein Quartier bringen lassen, da sie fremd und der Ort ganz von den Truppen besetzt sei, dürfte ihr wohl kaum etwas übrig bleiben, als sich seiner Führung und Gastfreundschaft zu überlassen.

Die Dame verweigerte es mit Entschiedenheit. Johann hörte ihre erregtere und lautere Antwort, man möge sie wenigstens in ihrem Wagen übernachten lassen, bis sie des Morgens sich besser zurechtfinden könne.

Der Offizier aber wurde dringlicher, ihn reizte sowohl die schöne Haltung der Fremden, als auch deren abenteuerliche Ankunft mitten in dem besetzten Orte.

Sie kehrte ihm aber wortlos den Rücken und machte Miene, wieder ihr Coupé aufzusuchen, woran er sie neuerlich lächelnd und mit der ein wenig spöttischen Verbeugung eines Herrn, der seiner Sache sicher ist, hinderte, und vertraulich den Arm um ihre Taille legte.

In diesem Augenblick stieß die Fremde einen leichten Schrei aus und zog hoch erhobenen Kopfes einen Revolver, den sie dem verdutzten Offizier entgegenstreckte.

Als die Mannschaft dies sah, umgab sie drohend und fluchend die Alleinstehende und schon hatte es den Anschein, als wollte man ihr die Waffe entreißen, sie fesseln. Da trat Johann dazwischen und rief mit einer Stimme, deren Klang ihn selbst erschreckte: „Citoyens!“

Die Leute stuzten, als sie von einem Civilisten im fremden Lande den Anruf ihrer Freiheit und das Wort hörten, wodurch der Erste und Letzte die Würde seines Menschentums bekräftigt fühlte.

Mit fliegendem Atem mahnte er einen französischen Offizier, Napoleons Soldaten an ihre Pflichten gegen schutzlose Frauen. Zu sehr schon hätten sie jede Schonung in diesem armseligen Dorfe versäumt, das von ihren Plünderungen heimgesucht worden. Doch darüber werde noch ihr oberster Kriegsherr zu richten haben. Für die Dame aber möchte man ihm die Sorge anvertrauen.

Der Offizier, plötzlich ernüchtert, fragte kühl, ob er denn eine Bürgschaft übernehmen könne, die Dame ungefährdet in dem ganz besetzten Orte unterzubringen und so, daß sie jeder Zeit

bewacht werden könne, ob sie nicht wertvolle, geheime Meldungen in die belagerte Stadt schmuggle.

Johann erklärte, die Fremde in das Haus des Fabrikanten Felsler auf dem Platze zu bringen, er stehe für ihre Aufnahme ein, und die Wache vor jedem Gebäude werde schon sorgen, daß sie nicht entfliehe, bis der Morgen zweifellose Sicherheit über ihre Absichten und über die Bestimmung der Truppen, sowie über das Schicksal des schwer getroffenen Ortes bringe.

Widerwillig, aber bei seiner Ehre angerufen, trat der Offizier zurück, und Johann führte die Dame, welche sich mit leichtem Neigen des Hauptes ihm zu folgen bereit erklärte, vor das Felslersche Haus, das von einem Posten bewacht war.

Er zog die Klingel am Bittertor, nach einer Weile öffnete die Magd und ließ den wohlbekanntem Webmeister mit der Fremden ein.

Im Wohnzimmer, das in aller Unordnung der Nacht und der unverhofften Ereignisse wüst dalag, nur von einer flackernden Kerze unsicher erhellt, ging der Ortsrichter aufgeregt umher, den Johann eben von dem Vorgefallenen unterrichten wollte. Die Fremde aber löste ohne weiteres wie zu Hause den Schleier von dem

schönsten, blassen Gesicht und dem blonden Haare und grüßte leise lächelnd: „Guten Abend, Herr Bilgeri!“

Johann sah plötzlich die helle Landschaft seiner Heimat und den Garten seiner Jugendträume vor sich und rief unwillkürlich: „Schnee.“

Lächelnd wandte sich Elisabeth zu ihm: „Johann Bilgeri, sind Sie also wieder im Lande! Wie lange haben wir nichts von Ihnen gehört, freilich bin ich die Schnee und bins doch nicht mehr. Nun ist es schon lange genug her, daß mich niemand so gerufen hat, denn der arme Vater ist vor zwei Wochen gestorben.“

In rascher Wechselrede erfuhr Johann, daß Elisabeth, deren Mutter bereits länger als ein Jahr tot war, in dem einsamen Felferschen Hause still und traurig heranwachsend, mit dem Vater allein gelebt, nun von dessen plötzlichem Hingang furchtbar überrascht, in dem abgeschiedenen oberösterreichischen Ort, der Führung der Fabrik unkundig, sich keinen Rat mehr gewußt, und nach Ordnung der dringendsten Angelegenheiten endlich beschlossen hatte, ihres Vaters Schützling in Wien aufzusuchen. Sie hatte alle Widerreden wegen der unsicheren Kriegszeiten nicht beachtet, ihre wichtigsten Habseligkeiten gepackt und in die Kutsche geladen und war unter

mancher Mühe, vielfach behelligt, aber doch dank einem ordentlichen Passe und ihrer eigenen Entschlossenheit, dank der tiefen Trauer in ihrer Kleidung und Miene durch die verschiedenen, von Truppen besetzten Orte bis hierher vorgebrungen, wo sie der Jugendgespiele unverhofft in der äußersten Gefahr gefunden, gerettet und ohne, daß sie darum wußte, ihrem eigenen Hause, somit ihrem Reiseziele zugeführt.

Die Nachricht vom Tode des Prinzipals erschütterte ihn umsomehr, als die Meldung von dessen Hinscheiden im Drang der unruhigen Zeiten nicht in Wien eingelangt war und ihn betrüblich überraschte.

Anwillkürlich wandte sich dann das Gespräch der augenblicklichen traurigen Lage des Ortes zu, der anwesende Ortsrichter erzählte, wie es ihm und selbst den einsichtsvolleren französischen Offizieren unmöglich gewesen, die Gasthöfe, die eben offen stehen mußten, vor der gierigen, hungrigen, durstigen, längst an strenge Kriegszucht nicht mehr gewöhnten, durch Entbehrungen und Anstrengungen entarteten Truppschar zu schützen, so daß gegen die Ausschreitungen vorläufig kein Mittel mehr gefruchtet.

Nur die Privathäuser habe er noch durch eilig erwirkte Wachtposten vor Eroberung und

Plünderung bewahren können, so daß sie über die notwendige Einquartierung von Offizieren und Soldaten hinaus, wenigstens für jetzt vor ärgerem sicher seien.

„Für den Augenblick“, setzte er besorgt hinzu „was morgen geschieht, weiß der Himmel, erhalten sie Ordre zum Abzuge, dann ist es ja gut und wir kommen mit einem blauen Auge davon, bleiben sie aber noch morgen im Orte, dann Gnade uns Gott, den Weibern und Kindern und aller unserer Habe.“

„Ist denn noch kein Armeebefehl ergangen?“ fragte Johann.

„Nein, der Anmarsch der Truppen scheint ganz überstürzt und in einem ordentlichen Jagen erfolgt zu sein, da der erwartete Widerstand ausblieb und die Heeresleitung von ihrem eigenen übergroßen Erfolge überrascht scheint. Wie ich höre, ist es überall so gegangen, alle Vorstädte sind schon besetzt. Wenn morgen von dem Stabe des Kaisers die Okkupation nicht geordnet und diszipliniert wird, geht es schlimm aus, besonders, da sie sich in den Vorstädten zur Belagerung von Wien einrichten wollen“.

Johann sagte: „Sie haben überall geplündert und gewüthet“.

Der Richter erwiderte: „Es ist nur ein Glück, daß nichts in Brand aufging, und über ernstliche Kaufhändler hinaus dürfte ja noch nichts geschehen sein, da die Offiziere einsprangen, wie es nur anging. Doch geplündert haben sie schon und Andenken mitgenommen. Aber was geschieht morgen? Wenn nicht ein Armeebefehl und zugleich eine ordentliche Überwachung eintrifft, fürchte ich das Schlimmste“.

Elisabeth wandte sich an Johann: „Nun, da können vielleicht Sie uns beistehen, Sie sind ja ein halber Franzose, nicht wahr?“

Johann schwieg nachdenklich, dann lächelte er wie in einer Erwartung, die er selbst gar nicht zu glauben wagte: „Wie wäre es, wenn einer zum Kaiser ginge und ihm die Sache vorstellte!“

Der Richter sah ihn an: „Wer sollte sich denn getrauen, ich spreche ja nicht französisch, und wie man einen Dolmetsch braucht, ist alle Dringlichkeit beim Teufel, wird man denn auch vorgelassen?“

„Der Kaiser ist in Schönbrunn?“ fragte Johann.

„So viel ich höre, ist er mit den Truppen eingezogen und hat seinen Hofstaat im Schlosse.“

„Wie wärs, wenn ich in aller Frühe hinritte.“

Elisabeth klatschte in die Hände, ganz wie die Schneeflocken einst: „Zum Kaiser Napoleon!“

Der Richter zweifelte: „Mitten durch alle Wachen zum Kaiser?“ Johann entgegnete: „Vielleicht stellen Sie sich diese Schwierigkeiten zu arg vor. Der Kaiser von Frankreich ist Herr eines freien Volkes, er macht nicht so viele Zeremonien. Und dann, ich bin ja unbewaffnet. Den Kaiser Napoleon von Angesicht zu Angesicht sehen und sprechen! Das wäre was!“

Sein Auge strahlte von einer wunderbaren Zuversicht.

Elisabeth staunte: „Den Mörder! Das Ungeheuer, den Räuber!“

Johann sah sie verwundert an und entgegnete bloß: „Den Kaiser!“ Der Richter sagte: „Sie würden dem Ort einen unvergeßlichen Dienst erweisen.“

Johann lächelte: „Wissen sie denn, was das bedeutet, den Kaiser sprechen! Ich habe ihn nach St. Cloud reiten sehen, einen jungen, schlanken Mann mit schwarzen Locken und einem zusammengepreßten Mund, den ich im Leben nicht vergessen kann, das war, als der Rat der fünfhundert aufgelöst wurde, ein Grenadierbataillon trat unter Trommelwirbeln mit ge-

spanntem Hahn in den Saal auf Napoleons Geheiß. Ich habe ihn aufsteigen gesehen, wie ein Wunder!"

Elisabeth lächelte leise: „Sie sind ja ein ganzer Franzose!“ Johann entgegnete still: „Wer das erlebt hat, mußte alles andere vergessen und dann: ich bin so früh aus der Heimat weg. Mir hat er keine Freiheit genommen, kein Vaterland zerstört, keine Hoffnung vernichtet, sondern das Schönste gezeigt, was die Erde hat: einen Mann, einen Helden. Ihr wundert Euch, daß er alles über den Haufen wirft. Freilich, weil die Gesetze der Natur unversehens wieder hergestellt sind, daß der Starke Herr sein soll.“

Der Richter wies ihn zurecht: „Aber Sie sehen ja, wozu diese Kraft geführt hat, was will er denn, alles hat er verwirrt, alle Reiche zerstört, alles angestammte vernichtet, überall ist Zerrüttung, keiner kann mehr in Ruhe leben, seine Soldaten plündern und morden, ist das ein Kaiser, ist das ein Mensch?“ . .

„Was wissen wir Würmer, was er will und soll?“

Der Richter fragte: „Also werden sie sich allen Ernstes zu ihm wagen?“ Johann antwortete: „Ja!“ -- „Aber es ist spät, Fräulein, Sie brauchen jetzt doppelt Ruhe und Erholung. Schade nur,

daß Sie Ihr Heim so wenig in Ordnung und so schlecht zu Ihrem Empfange vorbereitet finden.“

Er wies die neugierig an der Thür wartende Magd an, Elisabeth in das unbewohnte Schlafzimmer des Hausherrn, nunmehr ihr eigenes, zu geleiten, wo sie sich waschen und erholen sollte, wenn auch vielleicht an eigentliche Nachtruhe nicht zu denken war, während er nach freundlichem Gruße sich beurlaubte und zum Richter ins Wohnzimmer zurückkehrte, wo die beiden Männer auf und niedergingen, zuerst noch in heftigem Gespräch, dann immer stiller, nur von Zeit zu Zeit durch einen Schuß sozusagen aufgeweckt, der sie an die offenen Fenster lockte, welche auf den freien Platz gingen, wo unter einem klaren Sternenhimmel die großen Wachtfeuer brannten, die aber nicht sonderlich dicht besetzt waren. Nur ein paar ruhige Leute lagen davor, auf dem Boden hingestreckt, eine Flasche vor sich, und Eßwaren auf dem Tornister ausgebreitet, andere schliefen, den Arm unter dem Kopf, die Beine zusammengezogen.

Sie und da schnaubten und scharrrten die Pferde, die in Koppeln an den Bäumen gebunden standen.

Vor den hell beleuchteten Häusern schritten Posten stumm auf und nieder. Der Aufruhr

und Lärm war mittlerweile offenbar gedämpft und niedergehalten worden, so daß man jetzt aus den geöffneten Fenstern der ebenerdigen Wohnungen, sowie aus den stattlichen einstöckigen Gebäuden nur die gleichmäßigen Geräusche Lachender, Trinkender, fröhlich Streitender vernahm, hie und da Frauenstimmen.

Gelegentlich trat aus den Haustüren ein und der andere Soldat, ohne Waffen und ging auf die Kameraden unter den Feuern zu, die tiefe, ruhig waltende Nacht hatte das wilde Treiben gesänftigt und überschattete jetzt die allgemeine, wachsende Müdigkeit und Stille.

Der Richter verließ das Haus, um in seinem Orte noch anderwärts nach dem Rechten zu sehen und tunlichst Streit und Unordnung zu schlichten.

Nochmals wiederholte er seine Frage an Johann, nochmals bekräftigte dieser seinen Entschluß. Er fühlte keine Müdigkeit, lehnte am offenen Fenster und sah auf den Platz hinaus, während ihm die kühle Nachtluft erfrischend um die heißen Wangen wehte.

Unversehens erhob der erste Hahn sein mächtiges Krähen und ein zweiter antwortete, ein dritter, ein vierter, als im Osten eben erst ein schmaler Streifen Helligkeit den kommenden Tag ankündigte.

Die Hähne riefen sich herrisch ihr Kommando zu, ihr Krähen scholl wie der Befehl einer anderen, älteren, unbesiegbaren Macht über Land.

Ob Franzosen im Dorf, ob auf dem Platz Wachtfeuer brennen und Einquartierung drängt, ob in Schönbrunn ein alter oder neuer Kaiser schläft, ob Freiheit oder Knechtschaft tagt, ob aufrührerische und streitlustige Soldaten beim ersten Morgengrauen unter dem Ruf der Reveille den leichten Schlaf von den Wimpern reiben, oder ob schwere Dörfler aus dem harten Bett und Stroh fahren, um sich noch einmal halb wach auf die andere Seite zu wälzen, ob über großen Reichen dumpfer Friede, zweifelnde Hoffnung oder begeisternde Kraft liegt, ob sternlose oder strahlende Nächte sich wölben, einerlei, beim ersten Schimmer im Osten erwacht der Korporal der Hühnerhöfe und kräht, sein feindlicher Bruder nimmt in der Ferne den Ruf auf, der dritte gibt ihn weiter, ein vierter erwidert ihn. Der unwillkürlichen Stille und gemeinsamen Nachtruhe der Natur und der Menschen wird jeden Tag, einerlei, was der vorangegangene an Lust oder Leid gebracht, dieser Weckruf gerufen, aus stolzer, ausgeruhter, pflichttreuer Brust: Seid wach! Seid wach! . . .

Die Pferde, die im Stehen eingeschlafen,

beginnen einmütig zu schnauben, eines, das den Hahnenschrei vernommen, fängt laut und inbrünstig zu wiehern an, sie bewegen alle die Beine, um sich wach zu stehen, sie schlagen mit den Schweifen um sich, und blähen die Rüstern, schütteln die Mähnen und strecken prüfend den Hals vor.

Es dämmt . . .

Die kühle Morgenluft streicht vernehmlich durch den Ort, leise klirren die geöffneten Fenster.

Die Häuser haben kein Licht mehr. Die Leute sind theils in den Betten, theils auf den Heuböden, theils auf dem Flur und in den Küchen oder selbst an den Tischen der Schenkzimmer bei Trank und Speise längst eingeschlafen, die Lampen niedergebrannt. Der frische Wind fährt durch die kümmerlichen Kohlenreste der erloschenen Wachtfeuer und bläst wie zum Spiele die letzten glühenden Fäntchen aus der Asche.

Die Menschen sind alle still.

Die Hähne krähen.

Immer rascher folgen die Rufe aufeinander. Die Gegend erwacht williger und schneller als die Menschen. Die Baumwipfel rühren sich.

Der Brunnen, der vor der Kirche steht und die ganze Nacht floß, ohne daß man sein Plätschern merkte, strömt jetzt laut und hell

und rauschend. Langsam kommt am Himmel unter einem schwebenden rosigen Wölkchenflor ein stärkeres Glühen aufgezogen.

Die Hähne überschreien sich in trunkenen Morgenrufen. Ist es denn eine solche Freude, daß wieder ein Tag erwacht? Ein Tag wie andere, voll Mühe, Arbeit, Qual und Kummer, mit weniger, verschämter, versorgter Lust und leiser Hoffnung.

Die Hähne krähen.

Langsam steigt die Sonne auf. Man sieht den letzten Stern erblaffen. Er verschwindet und zugleich enthüllt der Morgen die weite offene Gegend, nach Westen bis zum Galizinberge, nach Süden bis zur Gloriette von Schönbrunn, die gelbe Wand des Schlosses wird hinter der schönwipfeligen Allee sichtbar.

Aus dem gegenüber liegenden Hause tritt eine junge Magd, ganz schlaftrunken, noch in ihrem gestrigen Gewand, Strohspreu in Rock und Schürze, die Haare zerrauft, das Gesicht müd, sie geht an den Brunnen und hält den Kopf unter den Strahl und läßt sich das frische Wasser über Gesicht und Hals und dann über die vollen nackten Arme strömen und reibt sich mit den nassen Händen die Wangen, die Augen die Stirne.

Die Hähne krähen.

Aufgeregt beginnen jetzt auch die kleinen Hühner zu gackern. Der Morgen ist da, man will sein Futter haben.

Auß den Türen da und dort treten Soldaten und pumpen sich Wasser an den Ziehbrunnen der Häuser und waschen sich.

Die Wachposten gehen unwillkürlich strammer und lebhafter ihren Schritt, und die Schläfer an den niedergebrannten Feuern wollen sich noch ein paar Minuten Ruhe retten, unwillig drehen sie sich auf die andere Seite. Aber vergebens. Von überallher beginnt Sprechen, Rufen, Lachen, Befehle werden gegeben und weitergemittelt. Die Hähne krähen.

Und dem Kommando der Natur antwortet endlich spät, aber dröhnend ein mächtiger Hornruf.

Auf! Auf!

Morgen! Und langsam verschwinden die steten, immer helleren Hahnenrufe hinter den lauten Stimmen der Menschen und ihres Tages. —

VI.

Johann ließ sich früh Morgens von der Magd berichten, wie die junge Herrin sich befinde und erfuhr zu seiner Freude, daß sie eingeschlafen sei und noch jetzt heiter und ruhig schlummere; „Wie ein Engerl“ sagte das Mädchen.

Er erteilte den Auftrag, sie nicht zu wecken und wenn sie aufgestanden sei, nicht etwa aus dem Hause gehen zu lassen, sondern, falls das französische Kommando nach der Fremden fragen sollte, es an den Ortsrichter zu weisen, der zugleich mit der nötigen Auskunft auch jede Bürgschaft übernehmen werde. Im Übrigen möge man sich den Wünschen der Offiziere tunlichst fügen. Er wolle trachten, Hilfe zu bringen, hoffe aber, es werde im Laufe des Tages, solange die Truppen beschäftigt seien oder wenigstens bis er zurückkehre, nichts Urges geschehen. Zum Fräulein aber solle der Hausbesorger bei Gefahr seiner Stellung niemand und unter keiner Bedingung vorlassen.

Dann ging er, in seinem Sonntagsfrack und weißen Beinkleidern nach dem Hause des Richters, dessen Pferd er sich holte. War er auch kein kundiger und des Reitens gewohnter

Kavalier, so hatte er doch als Junge manchmal die Pferde zur Tränke geritten und späterhin manchmal als Sonntagslustbarkeit oder in freien Stunden schöner Sommertage auch in Paris den Rücken eines guten Gauls bestiegen und manchen munteren Ritt getan, wie ja überhaupt damals auch der Städter das Pferd nicht als das fremde und gefährliche Tier betrachtete, dessen sich nur wenige zu bedienen wissen, sondern fast jeder, der nicht ganz in der Tretmühle des städtischen Lebens und stubenhockerischer Arbeit aufging, gelegentlich gern über Land ritt, ohne Gefahr und Furcht ein Pferd zu satteln, zu besteigen und zu meistern wußte.

So führte er den braunen, gut genährten Wallach vor und schickte sich eben an, aufzusitzen, als der Ortsrichter aus dem Hause kam. Der strich seinem Tier ermunternd über den Hals.

Johann schwang sich auf einen fragenden Blick des besorgten Mannes rasch in den Sattel und grüßte schon im Fortreiten mit fröhlichem Winken: „Alsdann zum Kaiser Napoleon.“

Der Ortsrichter blickte ihm kopfschüttelnd und besorgt nach. Johann ritt zuerst über einen knappen Saumpfad, dann über freies, unbebautes Feld, über Wiesen, über kleine bewachsene Hügel,

durch Buschwerk, an vereinzeltten Gehöften oder Häusergruppen vorüber und an Bataillonen von Franzosen, die ihn unbehelligt ließen, bis er zur großen Allee gelangte, welche zum Schlosse Schönbrunn führte.

Hier war volles Leben. Große Haufen von Truppen standen marschbereit, alle Waffengattungen des französischen Heeres waren beisammen, wengleich die Hauptarmee hier nicht lagerte, vielmehr rings um Wien und draußen im offenen Lande verteilt war.

Er konnte nicht wie bisher in kurzem Trabe reiten, sondern mußte sich schrittweise durcharbeiten und ausweichen, wurde aber nicht sonderlich beachtet, da man gewohnt war, das Lager des Kaisers von Abgesandten aufgesucht zu sehen, die Botschaften, Geschäfte aller Art brachten und entgegennahmen.

So kam er bis zum Tore des kaiserlichen Lustschlosses und ritt in den weiten Vorhof ein, wo ein lautes Treiben im munteren Gange war.

Ordonnanzgen sprengten herbei und ritten davon, hohe Offiziere in glänzenden Uniformen standen in Gruppen beisammen und warteten auf ihre Ordres, schwasteten, im Gesicht die ganze Freude eines leichten Sieges und die Frische, die ein lachender Frühlingmorgen selbst den Ermüdeten

einhaucht. Dieser heitere Tag atmete hohe Erwartung und Zuversicht. Die Morgensonne glänzte auf die blauen Waffenröcke, auf die roten Hosen, auf die weißen Westen, auf die goldenen Epauletten und Tressen; von den Säbeln, von den silbernen Kürassen strahlte das Licht funkelnd wieder, und durch den ganzen Platz scholl der unbestimmte, aber starke und freudige Lärm einer bewaffneten Menge, das Scharren der stehenden, der Hufschlag der trabenden, das Schnauben, das Wiehern, das Gähnen der ausgeruhten Pferde, der energische Tritt junger Offiziere, ihre Zurufe, ihr Lachen, ihre Fragen, das Knarren der frisch gewichsten Stiefel, das Klirren der Sporen und Säbel und der dumpfere Laut der Gewehre und der Mannschaft, welche da und dort formiert stand; blauer Himmel grüßte freundlich, und das gelbe Schloß strahlte von Heiterkeit. Vom Park her schwebte der Wohlgeruch des feuchten Gartens, der Bäume und Blumen. Und all dies strömte in einem Augenblick zusammen zu einem unbewußten, aber belebenden Bilde von Zuversicht und Glück, so daß Johann ohne Angst bis zur Freitreppe gelangte, die auch von Kommenden und Gehenden besetzt war.

Die Wachen, welche am Fuße der Stiege standen, hielten ihn auf: wohin er wolle.

„Chez l'empereur“ lachte er sie ohne weiteres an und warf einem Soldaten die Zügel seines Pferdes zu, der es verduzt geschehen ließ, und dem frechen Bürger erst nachrufen wollte, was denn das zu bedeuten habe, als dieser schon längst über die Stiege hinauf geeilt war.

Der Weg zum Kaiser war bezeichnet durch die entgegengerichteten und hingehenden Offiziere. Johann eilte durch mehrere hohe Zimmer, deren Möbel noch mit Sackleinen zugedeckt waren, die Fenster mit halb geschlossenen grünen Läden, ließen den Schein der Morgensonne gedämpft über die Unordnung der von den früheren rechtmäßigen Bewohnern eilig im Stich gelassenen Gemächer fallen, so daß er nur schlichtern den Prunk der Wände, die Goldrahmen dunkler, feierlicher Gemälde, die glitzernden Lüster, seidene Tapeten, aufblitzenden Spiegel streifte. Man hatte nicht einmal Zeit gehabt, das alte Lustschloß gebührend für den neuen Herrn in Stand zu setzen, so daß selbst Napoleon vorläufig sich mit dem Nötigsten begnügen mußte, während sein großes Gefolge nur gerade aus dem Stiegreif beherbergt war. Aber das brachte die Gewohnheit des Reisens im Kriege so mit sich, diese

Offiziere nächtigten wöchentlich in größeren oder kleineren solcher Schlösser, schliefen in den vor Kurzem verlassenen Prunkbetten geflüchteter hoher Herrschaften, standen zeitlich auf, und warfen einen kurzen Blick auf schöne, wohlgepflegte Gärten im Morgensonnenschein, ehe sie fluchend sich wieder auf den Sattel setzten, um davonzureiten.

Wie lange dauert das Glück, die Raft, der Augenblick! Eine Nacht, ein jauchzendes Abenteuer, dann wieder Schlacht, Geschüßlärm, und Attacke, ein Ritt über Stoß und Stein, Anstrengung bis zum Kochen des aufgepeitschten Blutes und der Dank: ein flüchtiger Blick der Zärtlichkeit dieses kleinen Mannes.

Johann ging rasch, doch nicht allzusehnell, um nicht aufzufallen durch das Gedränge der Wartenden, bis er sich in einem Vorraum fand, der offenbar vor dem kaiserlichen Wohnzimmer lag, hier meldeten sich die Wartenden bei einem Ordonnanzoffizier, der sie harren, eintreten und abgehen ließ, je nach Erledigung der früheren Audienz.

Er blickte Johann fragend an, der sich vorstellte und sein Anliegen in französischer Sprache, fließend, ehrerbietig, aber nicht demütig vorbrachte,

den Kaiser in Sachen der Okupation seines Ortes sprechen zu wollen.

Mit verbindlichem Lächeln erklärte der Wachhabende, seine Majestät habe allerdings befohlen, jeden Bürger der Stadt oder Vorstädte unbedingt vorzulassen, es würde daher keiner Schwierigkeit begegnen, daß Johann sein Anliegen dem Kaiser selbst vorbringe. Und schon als der nächste Audienznehmer abging, ließ er Bilgeri eintreten, dem das Herz heftiger schlug.

Er stand in einem hohen, mit blauen Tapeten blaß ausgeschlagenen Gemache. Der Kaiser saß an einem Schreibtische, der mit Papieren bedeckt, im vollen Licht des offenen Fensters stand, auf einem Tablett war Wein und ein bescheidenes Frühstück noch unberührt, angerichtet. Johann blieb beim Eingange stehen, wartend bis ihn der hohe Herr anspreche, der eben Schriftstücke unterzeichnete und ihn nicht bemerkt zu haben schien.

Johann sah ihn trotz seiner Aufregung genau an und eben das Fieber, in dem er in diesem Augenblicke wie über einem ungeheuren Abgrund des Lebens hing, bewirkte, daß er deutlich sah, wie man in Momenten schaut, die auf Tod und Leben ein Schicksal wie in einer unerbittlichen Faust zusammenpressen bis auf der Seele letzten Kern.

Die Gestalt des Kaisers trat vor sein Auge so mächtig, daß er sie nie mehr vergessen konnte, als habe er nur in diesen Minuten gelebt, hinter die alles Vergangene sich verschämt und kindlich verbarg, und die alles etwa kommende überstrahlten, so daß das Größte kein eigenes Licht und Leben mehr besitzen konnte.

Und so oft er auch nachher sich sagte: was war es denn weiter, als ein sparsamer Augenblick ohne Bedeutung, dessen sich seine Wichtigkeit schämen mußte, so war es doch einer, an dem ein menschliches Herz zu schlagen innehält und sich besinnt, ob es noch weiter die Mühle des Blutes weitertreiben soll durch den Körper, dessen Zweck erfüllt ist.

Der Kaiser war ein kleiner, untersehter Herr, seit jenem 18. Brumaire, wo er ihn zum erstenmale gesehen hatte, bedeutend in die Breite gegangen, das Gesicht war vergrößert, das Schicksal hatte seine Züge mächtiger ausgemeißelt, aber jetzt war das Antlitz deutlicher und marmorner, ruhiger, sicherer und wahrlich verschlossener, als damals, wo der bleiche Mund die Lippen zusammengepreßt hatte, damit die Seele, die Erregung dem Leibe nicht entfliehe. Jetzt saß ein steinerne Mann da, ganz in sich zusammengefaßt. Das Haar flog nicht mehr in flatternden

Locken um ein mageres Gesicht, sondern legte sich, mäßig kurz geschnitten und gescheitelt an eine niedrige, aber machtvolle Stirne und zeigte eine edel gebaute Kopfform, in welcher der Erdball und seine ganze Gewalt wie in dem engsten Gebilde wiederholt schien. So schön und einfach war dieses Gesicht gerundet, so scharf, so klar, so ruhig, so unergründlich, und eine kleine, zierliche Hand unterschrieb die Papiere. Gottes Hand braucht kein Ungeheuer zu sein und dieses Kaisers Hand, weich, voll, weiß und kräftig war es auch nicht, denn sie ist es nicht, die die Schlachten schlägt, und die Schicksale einer Menschheit zu entscheiden, ist nicht Sache einer Schlächterfaust, sondern befeelter fünf Finger an jeder Hand, die, wie klein auch, Europas Masse halten.

Plötzlich sah der Kaiser auf und blickte Johann fragend an. Dieser sagte seinen Namen und Stand und sein Anliegen, stoßend vor Erregung, doch in gutem Französisch. Truppen seiner Majestät seien in seinem Ort eingezogen und gestern Abend habe es schlimme Händel, Plünderung, Gewalttaten, Vändigung Wehrloser, Beschimpfung Widerspenstiger, Mißhandlung von Männern und Weibern gegeben, Raub und selbst Todschlag, den zu hindern seiner Majestät Offiziere weder vermocht, noch auch

entschlossen genug versucht. Hilflose Bürger, die an nichts schuld trügen, wüßten keinen andern Rat, als ihre Bitte durch ihn dem großmütigen Herrn einer großmütigen Nation vorzutragen, er selbst, in Frankreich zum Manne erwachsen, unter den Augen von Ereignissen, die ein Volk unter allen Völkern hervorgehoben, er selbst habe sich erboten, dem Kaiser zu sagen, daß er Entzügelten den Zügel auferlege, den die Menschenwürde gebietet. Unwillkürlich trug ihn die Erregung, die eigene Feierlichkeit, das Bewußtsein des Augenblickes über seine Schüchternheit hinaus.

„Sire, es sind Franzosen, die unsere Häuser plündern, unsere Weiber schänden, Wehrlose angreifen und Verwüstung verbreiten, ich will es nicht ansehen, daß gerade Franzosen so haufen, wie Horden, nicht wie Bürger des Vaterlandes der Menschenwürde.“

Er hielt inne, Napoleon sah ihn unverwandt an, er aber hatte nichts mehr zu sagen, oder er fühlte, wie nichtig alles war, was er sagen konnte. Was war Ottakring, was war er, Johann Bilgeri! Fast hätte er grimmig lächeln mögen über jedes gesprochene Wort.

Napoleon blickte freundlich und unmerklich fast senkten sich seine Mundwinkel, als er sagte:

„Wir sind im Kriege, mein Lieber und die Freiheit ist bei Gott nicht immer wohlstandig. Ich habe Befehl gegeben, daß man ordentlich verfährt. Es wird geschehen.“ —

Dabei stand er auf und schaute Bilgeri voll an, der ihm nur einen Moment lang ins Gesicht sah und gleich darauf das Auge senkte.

Mit einer tiefen Verbeugung verließ Johann das Zimmer.

Wie er durch die voll besetzten Säle über die Freitreppe hinabgelangte, wußte er nicht, er ergriff wie im Schlafe die Zügel seines Pferdes, welche der Soldat wohl oder übel hatte halten müssen, bis der Reiter zurückgekommen war, und wie im Traume schwang er sich wieder in den Sattel, sprengte, nachdem er den Schloßhof langsam durchritten, über die Schönbrunner Allee nach Hause und traf glühend, noch immer wie im Traume in Ottakring ein, führte das Pferd in den Stall, übergab es dem Knechte des Richters und eilte, bestaubt und erhitzt in seine Wohnung. Er trat in das Wohnzimmer, das von der jungen Herrin in aller Eile und mit jener raschen sicheren Anmut geordnet worden war, welche der Frau eigen ist, gleich einen Raum sich untertan macht und unwirtliche Wände

durch ein unmerkliches Zutun, da durch ein weißes Linnen auf einem Tische, dort durch ein blitzendes Gerät oder einen Strauß frischer Blumen in einem Gefäße gastlich beseelt. Der Tisch war mit einem blühenden Tischtuche gedeckt, weiße Teller standen mit silbernen Bestecken wohlgeordnet darauf, in einem Körbchen lagen gelbe, frische Semmeln und auf einer Schüssel war ein kalter Smbiß angerichtet, während die Möbel frisch gereinigt und aus ihrem bisherigen Durcheinander zurechtgerückt, der Stube das wirkliche Ansehen eines wohlbewohnten, heimischen Zimmers gaben, durch die geöffneten Fenster drang eine liebliche, frische, durchsonnte Luft ein, welche die weißen Vorhänge wie in einem holden Atem bewegte, während das Licht des heitersten Frühlingstages über allem glänzte.

Raum hatte Johann sich verwundert und erfreut umgesehen und wollte eben nach der Herrin fragen, die so schnell von ihrem Eigen und so anmutig Besitz ergriffen hatte, als sie hoch und heiter, ohne Spur von Müdigkeit, aber erregt und errötend in die Türe trat, eine Schürze umgebunden und von der ungewohnten Lage ein bißchen verwirrt. So blieb sie stehen und blickte ihm entgegen, der rasch, wie er war, in dem Traume eines stolzen Fiebers, der in einem

Augenblick eine Welt besitzt und beherrscht, auf sie zutrat.

Was er ihr sagen sollte und konnte, wußte er nicht und hatte nicht Zeit sich zu besinnen, da der Traum mit ihm handelte, wie in den alten Zeiten die hohen Götter hinter ihren Günstlingen standen und für sie vollbrachten, was ihnen gut schien.

So kam er ihr entgegen, indeß sie noch immer in der Türe stand und mit stillem Lächeln den jungen Mann, dessen braunes Gesicht von einer fliegenden Röte überzogen war, in seinen bestaubten Stiefeln und Kleidern betrachtete.

Er aber, der nur dies heitere Antlitz und den kindlichen Gruß dieser jungen Augen sah, fand die ganze, weite, schöne Heimat seiner Jugendjahre in dieser Gestalt, in diesen Blicken wieder.

Wann war alles geschehen, vor langer Zeit, oder eben erst? Wann war er beim Kaiser gewesen und wann in Paris? War er eben erst von einem scharfen Ritze nach einem wunderlichen Unternehmen heimgekehrt, oder war eben erst ein Augenblick vergangen, seit er auf den weißen Rieswegen des Felsengartens mit dem kleinen Mädchen umhergewandelt?

So stand er vor ihr und öffnete unwillkürlich seine Arme, um diese Gestalt des Traumes zu umschließen und mit ihr das leibhaftige Wesen seines Glückes, seiner Jugend und dieser reichen Stunde, welche alles was gewesen war, brausend in einem schwebenden Taumel vereinte. Elisabeth fügte sich ebenso unwillkürlich und wehrlos in seine Arme und reichte ihm, ohne es zu wissen, ihre Lippen. Erst als sie seinen heißen Kuß und Atem fühlte, erschrak sie und bog ihr Haupt, noch immer umschlungen, von seinem Munde weg. Da er aber zurückschauend seine Arme sinken ließ, lächelte sie wieder, so daß er nun, aus dem Traume ins wahre Leben erwacht, sie neuerlich und diesmal mit Leidenschaft umschloß: „Schnee, Schnee.“

„Kennst Du mich noch? Es ist doch so lange her!“

„Ist es so lange her? Es ist doch gestern gewesen. Nein es ist heute und morgen und immer. Wie bin ich glücklich“

Arm in Arm verschränkt traten sie an den Tisch.

„Was hast Du ausgerichtet beim Kaiser?“ fragte Elisabeth.

„Es war wunderbar“ sagte Johann.

„Hat er Dich empfangen?“

„Alles ist gut“, sagte Johann und küßte sie.
„Hast Du Deine Sache ordentlich gemacht?“
fragte das Mädchen.

„Das weiß ich nicht“, erwiderte er, „aber
alles ist gut, alles ist gut . . . Man lebt doch.
Man lebt doch.“

„Das will ich hoffen, daß er uns nicht
umbringt, gerade jetzt, er wär's imstande.“

Der Richter, durch seine Leute von Johanns
Rückkunft unterrichtet, trat ein und fand die
beiden, Arm in Arm, lachend und durch das
Zimmer auf und abgehend.

Freundlich den Zusammenhang der Ereignisse
überblickend, zögerte er näherzutreten, doch rief
ihn das junge Mädchen schnell gefaßt, freundlich
an. „Bitte kommen Sie doch Herr Richter,
unser junger Held hat seine Sache so gut gemacht,
daß er außer dem bösen Feind gleich mich auch
noch miterobert hat. Es ging so in Einem.
Wir haben uns verlobt, wenn ich es recht ver-
standen habe. Da er den Napoleon nicht umarmen
konnte, hat er sich mit mir begnügt. Wir Frauen-
zimmer sind eben immer da, und was bleibt
dann übrig, als mit uns vorlieb zu nehmen.
Wir müßens leiden.“

Johann lachte: „So geht's, ich habe alles
gut ausgerichtet und mich gleich belohnt. Da

daß Fräulein es sagt, wirds wohl wahr sein, daß wir uns verlobt haben.“

Der Richter verneigte sich: „Nun, im Kriege geht alles schnell. Jetzt oder nie. Also Sie haben alles gut besorgt? Übrigens dürfte die ärgste Gefahr wohl vorbei sein, im Orte liegt nur eine kleine Besatzung. Die andern Truppen sind abgezogen, mitsamt den Geschützen. Die Mannschaft, der wir Quartier geben müssen, ist den vorhandenen Möglichkeiten angemessen und halbwegs zu beherrschen, insbesondere, wenn der Wille besteht, sie zur Ordnung anzuhalten. Die Offiziere allein könnens nicht, selbst wenn sie dazu bereit sind. Es bedarf immerhin der Autorität des Kaisers. So sind wir schon von Ihrem Erfolg abhängig, aber Sie sind wohl zufrieden damit, hoffe ich!

„Ja, der Kaiser hat zugesagt, Ordnung zu machen so gut es in solchen Zeiten möglich ist.“

Johann erzählte nun, noch immer Arm in Arm mit Elisabeth, den Verlauf der kurzen Audienz und voll Zuversicht verließ der Richter das Haus, hoffend daß der Abend keinen neuen Sturm bringen werde.

Ehe noch die Sonne unterging, war im Orte in deutscher und französischer Sprache folgender Tagesbefehl angeschlagen:

„Soldaten, das Volk von Wien ist, nach der einstimmigen Aussage der Deputationen seiner Vorstädte, verlassen, hilflos, preisgegeben jedem Ereignisse, es erhält dadurch allen Anspruch auf Eure Schonung. Ich nehme seine gutmütigen Bewohner unter meinen besonderen Schutz. Was die Unruhistifer und Aufwiegler betrifft, diesen soll ihr Lohn nach der strengsten Gerechtigkeit werden. Soldaten! Laßt uns mitleidig sein gegen die armen Bauern, gegen das gute Volk, das in so mancher Rücksicht unsere Achtung verdient; legt jeden Stolz ab, der sich nur auf Eure Siege gründet: — —

Napoleon.

Auf Befehl des Kaisers
der Fürst von Neuchatel,
Major-General der Armee,
Alexander.“

VII.

Die unruhige Zeit der französischen Invasion verbrachten Johann Bilgeri und seine Braut zurückgezogen in ihrem Hause. Sie wollten die Wiederkehr des Friedens und der Ordnung abwarten, ehe sie heirateten und ihren Hausstand in der oberösterreichischen Heimat, in dem Herrenhofe begründeten.

Johann gedachte nach dem Wunsche Elisabeths das Werk draußen zu leiten und die Errichtung einer Fabrik in Wien vorläufig hinauszuschieben, da Führung und Betrieb des alten Geschäftes auf dem Lande die Arbeit eines ganzen Mannes verlangten.

Es war eine wunderliche Zeit in welcher unser Paar seinen Brautstand verlebte, Monate eines allgemeinen Aufruhrs und Fiebers.

Die französische Armee und Verwaltung betrieben wie ein fremder Staat im Lande ihre Geschäfte und ihre Ordnung, mit allen Beziehungen und Bedürfnissen an die Stadt Wien und deren österreichischen Zusammenhang gewiesen. Ein Staat war derart Sieger über den andern und wieder völlig von ihm abhängig, Herrschaft mit dem Recht im Streit, schaltete mit dem Eigentum der Besiegten, das auf diese Art keinem gehörte und keinem genügte, dazwischen duckte sich eine Bürgerschaft, gutmütig, in angestammter Ordnung zu geduldigem Gehorsam erzogen und doch über die Grenzen ihres Vermögens und ihrer freundlichen Gesittung angespannt, in jedem Nerv aufgeregert und verwirrt.

Johann Bilgeri wurde, abgesehen von seiner eigenen Lust an Begebenheiten und Ereignissen, von den Verhältnissen selbst tüchtig auf die Probe

gestellt. Keiner konnte sich damals dem Gemeinwesen entziehen, dessen Zusammenhalt ohnehin nur mit schwerster Mühe notdürftig und äußerlich gewahrt blieb. Er hatte im Namen seiner Braut als der Eigentümerin des Landhauses für die Einquartierung zu sorgen und wurde als Dolmetsch verwendet, jeder Tag brachte neue Geschäfte, dazu kam die Sorge um die Verlassenschaft des Herrn Felsler, hatte er doch, nunmehr Herr des großen Betriebes, alles zu wahren und zu ordnen.

Elisabeth war im Hause völlig in Anspruch genommen und mußte für die Beköstigung der Einquartierten aufkommen, die Wirtschaft, so gut es ging, beherrschen. Dabei wußte sie sich geschickt im Hintergrunde zu halten, so daß man sie nur selten bemerkte. Sie entzog sich jedem Verkehr mit den Fremden, um etwaigen Unannehmlichkeiten auszuweichen. Bei allen Bemühungen des Kommandos waren Übergriffe abenteuerlustiger Offiziere, erhitzter Soldaten, in dem allgemeinen Trubel nicht zu vermeiden, und jeden Tag kam es da und dort zu unliebsamen Ereignissen, so daß Johann nie ohne Besorgnis das Haus verließ, nie ohne Angst heimkehrte und jede Nacht mehrmals die Runde durch alle Zimmer machte, bis vor das abseits gelegene Schlafgemach des jungen Mädchens.

So wunderbarlich dieß klingen mag, er sah sie kaum mehr als einmal am Tage, beim Mittagessen und selten ohne Zeugen. Höchstens, daß sie ihm, beim Kommen und Gehen durch das Wohnzimmer begegnete, wo sie rasch, aber mit einem warmen heiteren Lächeln an ihm vorübereilte, während sie all seine Bemühungen, ihrer wieder einmal allein und für eine schöne Stunde habhaft zu werden, ebenso geschickt, wie selbstverständlich auswich.

Als er sie einmal — sie standen sich ohne Zeugen gegenüber — endlich mit ausgebreiteten Armen am Vorbeihuschen hinderte und fragte, ob sie sich denn vor allen den Fremden nicht fürchte, lächelte sie eigentümlich und flüsterte: „Mein Gott, ganz geheuer ist mirs ja nicht, aber es kriegt mich kaum einer zu Gesicht und ich habe schließlich meinen Revolver.“ —

Zu Gesprächen der Liebe, zu Spaziergängen in einsamer Gegend, zu sehnächtigen Umarmungen, wozu sonst die junge Liebe jeden Anlaß nützt, gab es keine Zeit. Freilich legte einmal Johann — es geschah an einem Abend in der Dämmerung — seinen Arm um Elisabeth und küßte sie. Sie erwiderte den Kuß rasch und löste sich gleich aus seinem Arm mit einem ruhigen, versagenden Blick: „Laß sein, Johann, es ist die

Zeit nicht und versprich mir, daß Du es nicht mehr tust; jetzt dürfen wir niemand zeigen, daß wir zueinander gehören, besonders den Fremden nicht. Nur wer allein für sich einsteht, kann sich erwehren."

Damit wollte sie ihrer Wege gehen. Doch Johann konnte nicht umhin, sie zu halten: „Schnee! Schnee! Bist kalt wie Schnee.“ Elisabeth aber sagte: „Ich kann jetzt nicht anders sein und wills nicht und Du sollst Dich auch beherrschen, wenn Du mich haben willst. Wir müssen uns wahren in dieser Zeit. Sei lieb Johann und versprich mir, daß Du mir die kurze Weile nicht schwer machst.“

Sie standen in einem dunkeln Gange, der nach der abseits gelegenen Küche des Hauses führte, aus welcher der Lärm des Geschirres und das Prasseln von Fett und Feuer scholl.

Johann sagte: „Da muß ich also, in meinem Eigen und bei meiner Liebsten stehen, wie ein Soldat, der hungert und warten muß. Derweile kann mir die Lust vergehn.“

Elisabeth antwortete: „Sei halt ein braver Soldat, der in der Schlacht nicht immer ans Essen denkt, wo es doch anderes zu tun gibt. Wollte Gott, alles wär' vorüber. Auch unsere Zeit wird kommen. Hab Geduld und versprich

mirß, dann will ich Dich belohnen, wenn Du bis dahin nicht vom Warten satt geworden bist, Du ungeduldiges Kind.“

Sie reichte ihm die Hand. Er sah sie dabei tief und leise bittend an, bis sie ihm endlich ihre Stirn reichte, und als er diese feufzend mit den Lippen berührte, auch ihren kühlen Mund. Dann öffnete sie rasch die Türe und verschwand in der hellen Küche.

So war endlich der Oktober gekommen, mit ihm der Friede und Abzug der Truppen.

Wien atmete befreit auf und schickte sich an, zu den gewohnten Verhältnissen zurückzufinden. Eine große Säuberung ging an, war es doch allen, als sei die ganze Luft von der ungeheuren Menge verbraucht, die Wohnräume verwahrlost und verfeucht, überall Schmutz, faulende Überreste, Spuren unverhohlener Ausschreitung, Krankheiten, Unordnung, die Geräte verdorben und verwirrt, aus ihrem gewohnten Gebrauch gerissen und ungehörig verwendet, wie es die Not des Augenblickes eingab; überall wurde verbrannt und geweißigt, gezimmert und gebaut; was ehemals als kostbarer Hausrat gehütet worden, beseitigte man jetzt als wertloses Gerümpel, indessen man achtlos im Dunkel verbliebene Stücke zu neuen Ehren brachte; versteckte Truhen öffneten

nun ihre Vorräte, allmählich strömten aus allen Straßen neue Güter in die ermattete Stadt, Herbstregen wuschen die Spuren der Schmach und Unordnung weg, eine kühlere Luft spülte den Geruch der Wunden und Fäulnis, der drückenden Übervölkerung fort, die heimischen Behörden nahmen ihren Sitz ein, die angestammte Herrschaft kam wieder herbei, als sei nichts geschehen und erfreute sich einer wohlfeil erworbenen angenehmen Begrüßung und Sicherheit, da jede Ordnung, auch das alte Elend willkommen war nach diesen Tagen der Ratlosigkeit; man illuminierte und schätzte sich glücklich.

Die Welt ging wieder ihren gewohnten, gleichgiltig gelassenen, behaglichen Wiener Trott. Da machte Johann Bilgeri eine stille Hochzeit in der kleinen Sakristei der Ortskirche; zu großem Aufwande gab es weder Lust, noch Gelegenheit, weil nur wenig Unverwandte der Braut in Wien lebten und ihr Vater kaum erst ein halbes Jahr tot war. Als Beisfände wurden nur der Richter von Ottakring und ein Vetter Elisabeths beigezogen. Der Geistliche hielt eine kurze Rede, worin er der vergangenen schweren Zeit gedachte, die Braut und Bräutigam gemeinsam erduldet. Eine Zeit der Trauer, die einem jungen Mädchen zwar ihren guten Vater

raubte, zugleich aber als verdientesten Ersatz der elterlichen Stütze unverhofft einen tüchtigen Beschützer entgegenführte, der sich in den Tagen der allgemeinen bitteren Noth auch dem Ganzen opfervoll widmete und das Seinige beitrug, das Vaterland, seinen Ort zu schützen. Nun möchte er sein angetrautes Weib beschützen und niemals vergessen, daß er ihr und dem Gemeinwesen seine ganze Kraft und Treue schulde. Diese Zeiten seien eine Mahnung und Lehre für jeden Bürger. In guten Jahren der Ordnung und des Behagens sei es üblich, halbwegs seine Pflicht zu thun und den Herrgott einen lieben Mann sein zu lassen, aber in den schlimmen Jahren der Prüfung und Gefahr sich zu bewähren, dem Glauben anzuhängen und dem angestammten Herrscherhause, der Pflicht der Treue eingedenk zu sein und gegen alle Widerstände und Lockungen sich zu behaupten, sei erst die Probe auf eines Mannes Wert. Der verehrte Bräutigam habe, eben erst den Sünlingsjahren entwachsen, sich hierin bewährt, in Tagen der Bedrängnis habe er in dem liebenswerten Fräulein Braut die Gespielin der sorglosen Jugend gefunden und sei gleichsam durch das Schönste, das die Heimat ihrem Sohne gewähren könne, für seinen Mut und seine Entschlossenheit be-

lohnt worden. Möchte er sich nun des Glückes würdig erweisen und niemals vergessen, daß jeder Tag des Lebens, wie klein auch seine Ereignisse seien, den Menschen auf seinen innersten Kern prüfe.

Jeden Tag lauern Feinde in der menschlichen Brust und in dem menschlichen Gehirn, die Gefahren der Gleichgiltigkeit und Glaubenslosigkeit, Lieblosigkeit und sündhafter Begierden; jeden Tag gibt es Einquartierungen fremder, abenteuerlicher Gedanken und Wünsche, der Zuchtlosigkeit, des Uebermuths, der Hartherzigkeit. Und jeden lieben Tag muß der Mann kämpfen und klug, gütig und fest über sich Herr werden, um den ihm anvertrauten Hausstand würdig und in treuem Glauben der heiligen Kirche zu wahren, als ein rechter Christenmensch.

Das Paar kniete auf dem Betschemel und hörte die Worte des mageren blassen Geistlichen, dann blickten sie wieder durch das vergitterte Fenster der Sakristei auf den abgeschlossenen Kirchhof, wo große, alte Bäume standen, noch voll belaubt und vom herbstlichen Winde geschüttelt.

Die Ringe wurden gewechselt, ihre Hände unter der Stola verbunden, das Sakrament vollzogen. Nachdem sich die Zeugen in das Buch

eingetragen, ihre Gulden auf das Täschchen des Kirchendiener's niedergelegt hatten, fuhr die kleine Gesellschaft nur ein paar Schritte nach dem Landhause, wo zum letztenmal für geraume Zeit ein reichliches aber nicht unbescheidenes Essen angerichtet war.

Der Richter brachte einen Spruch auf die Neuvermählten aus, wobei auch er auf Johann's tapfere Entschlossenheit Bezug nahm, für die ihm der nunmehr befreite und hoffentlich desto reicher aufblühende Ort alle Zeit dankbar sein werde. Darauf tranken alle den Jungverheiratheten zu.

Dann brachen Johann und seine Frau auf, von allen Gästen und vom Gesinde begleitet. Die mächtige vierstizige Kutsche hielt, mit Koffern bepackt, mit Blumensträußen geziert, vor der Türe, Johann hob Elisabeth in den Wagen. Auf der Gasse standen alle Weiber der Nachbarschaft bewundernd, neidisch und ehrerbietig. Nach letztem Gruß und Händedruck zogen die Pferde an und der Wagen fuhr durch die weite, herbstliche Landschaft gegen Westen. —

Noch immer lag der alte Herrenhof auf seiner Anhöhe in ruhiger Sicherheit da und überschaute die Gegend, noch immer ragte der Nußbaum vor seiner Türe, jetzt freilich in den

Herbsttagen schon mit wenigen und gelben oder dürren Blättern, auch die Michel rauschte schwazend wie je durch das Thal und sagte die alten Dinge, als sei die Welt nicht anders geworden, auch der Bilgerihof stand unter seinen Obstbäumen weiß und breit da, trug fettes Moos auf den Schindeln seines Daches, und noch waren Bauern und Weber, Frauen und flachs-gelbe Kinder auf den Straßen und Wegen der Heimat wie immer. Waren es andere Leute, oder war das Rad der Welt hier still gestanden, daß alles beim Alten geblieben?

Als Johann mit seiner jungen Frau an dem feierlichen Herrenhofs vorfuhr und als dessen Besitzer die alten gut gewölbten, großen Räume betrat, das dämmerige Speisezimmer, wo noch inmitten der Eichentisch war, woran der alte Felsler und seine strenge zweite Frau und der junge Felsler in seinem modischen Gewande gefessen, als er an dem mächtigen Fenster stand, das wie ein offenes Herrscherauge das ganze Land überblickte, befahl ihm dies alles wie ein merkwürdiges Erwachen nach einem vollen Traume.

Und als er am Abend — sie waren spät und schon bei Dämmerung angelangt und hatten nicht einmal Zeit, sich im Ort umzutun und Johanns Mutter zu besuchen, die von ihrer

Ankunft noch nichts wußte — langsam die Lichter des Dorfes aufleuchten sah, befahl ihn eine fremde dunkle Angst.

Elisabeth hatte ihn allein gelassen und war durch das ganze Haus gegangen, um neuerlich davon Besitz zu nehmen, da sie es gar nicht erwarten konnte, alles wieder zu haben und mit allem zu leben, was ihrer Kindheit und ihren Mädchenjahren gehört, und was ihr nun erst teuer geworden, nachdem sie es eine Zeit lang — und war es auch nur für ein paar Monate — hatte entbehren müssen.

Sie verständigte sich mit den Mägden, die in der letzten Woche Ordnung gemacht und das ganze Haus zum Empfange der Herrschaft gerüstet hatten, für die junge Frau gab es noch immer zu tun. Die Betten waren frisch zu beziehen, Tischwäsche war herauszugeben und für die Ordnung des kommenden Tages alles vorzubereiten. Wann das Frühstück bereitet werden sollte, wie viele Semmeln gerichtet, in welchem Geschirr der Kaffee zu Tisch gebracht werden sollte. Die Koffer waren auszupacken, daraus Kleider und Wäsche in die Schränke zu tun. Freilich konnte nicht alles im Augenblick geschehen, denn in den Kasten hing noch viel vom früheren Hausstand. Heute mußte sie sich begnügen, für

ihre Kleider, die sie eben am Nötigsten brauchte und für ihre Wäsche Raum zu schaffen. Und das war nicht so leicht, denn in jedem Spinde war eine Unmenge Gewandes gehäuft, wie es sich in einer reichlichen Wirtschaft sammelt, wo kein Stück zu Schanden getragen und abgewüftet wird, bis man es wegwirft oder achtlos herschenkt, sondern jegliches sein Ansehen und seinen Wert bewahrt.

Da hingen die seidenen Kleider ihrer Mutter, schwere, schwarze, schimmernde Kleider mit blühenden Spitzenärmeln, in denen die Verstorbene einst lebend, anmutig und stattlich, wie in einem Rauschen der Hoheit zu Festen gegangen war, da hingen die leichten, zarten Röcke mit lichten Bändern, die sie in Haus und Garten getragen und von den Stoffen ging ein sanfter Hauch aus, wie ein flüchtiges Erinnern an ein schönes gutes Wesen, das einmal, wie die heutige junge Frau hier geschaltet hatte. Elisabeth nahm eines um das andere mit dem Mantelholz, woran es hing, hervor, hielt es betrachtend vor sich hin und dachte sich die Mutter darein, wie sie gestanden und gegangen war, so lebhaft stellte sie sich dies alles vor, wie sie niemals zu deren Lebzeiten all der Liebe und Schönheit bewußt geworden war, die damals selbstverständlich und

alltäglich neben ihr geweilt. Aus jedem Kleide wuchs die Gestalt und mit ihr zugleich das ganze vergangene Leben mit all den Gelegenheiten, denen jede einzelne Tracht gedient, hier die Mutter, wie sie in die Kirche ging, das Gebetbuch in der Linken, ihr kleines Mädchen an der Rechten, hier wie sie die Rosen unten im Garten zurechtband und hier dieses aus blauem, gewürfeltem Rattun, mit den kurzen Ärmeln, das sie an Waschtagen trug; mit ihren vollen, weißen Armen hing sie die Wäsche im Garten auf, spannte die Seile von Baum zu Baum und spielte mit Elisabeth Verstedt, indem sie sich hinter ein flatterndes Tuch duckte, dort hervorsah, indes ein lustiger Wind die Hemden, Röcke, all das Linnen, bauschte und durchfuhr.

Und hier hing noch das weiße, duftige Brautkleid, mit dem langen wallenden Schleier, das mit Myrte besteckt war.

In der Kommode aber lag dicht geschichtet die gute duftende Wäsche ihres Hauses, nicht bloß die der Mutter, sondern noch Prunkbetten aus der Großmutter Zeit mit fein gestickten Guirlanden und zart durchbrochenen Säumen, Leibwäsche, Bettwäsche von Großen und Kindern, mit seidnen Bändern zusammengebunden, dazwischen Päckchen mit wohlriechenden Kräutern,

dann die Tischtücher und Servietten, weiße aus schwerem Damast und bunte, wie man sie zu Frühstück und Saufe über den Tisch breitete, wenn im Garten der Kaffee aufgetragen wurde.

Die Magd zündete in dem großen Kachelofen des Schlafzimmers ein Feuer an, das nun mit prasselnden Scheiten den großen Raum flackernd erhellte.

Elisabeth ließ keine Lampe bringen, sondern beim Scheine des Feuers die Betten machen.

Diese standen großmächtig inmitten der Stube, schön geschweifte, braun polierte Nußholzstätten, zu deren jeder vielleicht ein starker Baum sein Innerstes hatte darbringen müssen, als der Tischler die Lager richtete.

In schönen dunkleren und helleren Streifen waren die Borde gefladert, ohne Fehl, noch heute standen diese Betten da, die nunmehr schon die dritte Generation beherbergen sollten. Sie hatten viele Frühjahre und Winter überdauert und manche junge Kraft, manches kränkliche Alter geborgen. In diesen Betten hatte ihr Großvater neben seiner ersten Frau gelegen. Hier war ihr Vater geboren worden und seine zarte Mutter hatte auf dem breiten, weichen Lager mit dem Tode gerungen.

In diesen Betten hatten auch ihr Vater und ihre liebe Mutter geruht, an der Seite des links stehenden war ihre Wiege gewesen, die auch aus Nußholz gezimmert, noch heute auf dem Dachboden wartete, bis vielleicht wieder ein Kind in sie gelegt werden sollte. In diesen Betten würde nun auch sie mit ihrem Manne sein. Dies gesunde Holz überlebt in seiner glatten, glänzenden, wohlgefügtten Dauerhaftigkeit Menschenkraft, Blick, Leid, Geburt und Tod.

Die Magd schlug die Decken zurück und das weiße Linnen schimmerte.

Leise ging Elisabeth hinab. Ihr Mann stand noch immer am Fenster und blickte über das dunkle Land hinaus, wo die Berge mit schwarzen Rücken wie breit gelagerte Tiere, sich hinstreckten, das Fenster war offen, eine kühle, feuchte Luft wehte, von den Ställen hörte man ein dumpfes Muehen, Murren und Hufreten des Viehs, dazwischen schwazte das helle, gluckende Flüsschen, Windstöße sausten durch die Bäume, im Ort brannten die Lichter, hie und da tönte von der Straße abgerissenes Rufen von Fuhrknechten und Knarren von Wagen.

Johann lehnte am Fenster, die Stirne an das weiß gestrichene Eisengitter gepreßt.

Leise trat sie zu ihm und legte die Hand auf seine Schulter. „Johann“.

Er wandte ihr mit einem fremden Blick, wie aus dem Traume geweckt, sein Gesicht zu.

„Kommst Du nicht. Es ist spät. Morgen ist auch noch ein Tag“.

„Denk Dir Schnee, hier sind wir nun zu Hause. Kannst Du Dir das vorstellen?“

„Freilich. Ich bin ja immer hier gewesen. Und Dir ist das fremd? Warte nur, morgen wirst Du sehen, wie schön und gut alles ist“.

„Mir kommt alles so neu vor. Ich kann mich an nichts erinnern“. Sie schlang ihre beiden Arme um seinen Hals, bog sein Haupt zu ihren Lippen und küßte seine Stirne.

„Bist Du denn gar nicht froh, daß wir beide hier sind!“ Johann ging Arm in Arm mit ihr hinauf.

VIII.

Der Winter war da mit seiner ungeheuren weißen Schneelast und Kälte, die das Leben der Menschen gleichsam zurückstaut und alle Kräfte ins Innerste zusammendrängt.

Johann arbeitete zum erstenmale die Inventur und Bilanz des Fellerschen Hauses. Er saß in der kleinen Schreibstube, welche zu ebener

Erde an die Materialkammer und an den Websaal grenzte und wo gerade nur für einen Tisch und Stuhl und einen Mann Platz war, denn bisher hatte man sich in der Firma mit Schreiben und Büchern nicht sonderlich abgegeben. Er hatte die Geschäfts- und Briefbände, die Mustersammlung und einzelne ganze neue Stücke vor sich.

Das Hauptbuch wurde in der altmodischen Schnörkelschrift des achtzehnten Jahrhunderts von einem bejahrten Herrn geführt, der zugleich die Korrespondenz, aber auch die Einkäufe, die Rechtsgeschäfte abzuschließen hatte, den Vorrat an Rohmaterial ergänzte und eben so gut zu allem zu brauchen, wie nicht zu brauchen war, je nachdem man ihn beurteilte, wie er sich selbstbewußt, oder wie ihn Johann trübselig betrachtete, als einen hochtrabend redenden, Tabak schnupfenden, anmaßend-unterwürfigen Herrn, von welchem die Unnahbarkeit geheiligter, im behaglichen Wenigtun und geheimwissenschaftlich betriebener Schreiberei verbrachter Jahre ordentlich ausstrahlte. Dieses Hauptbuch war voll umständlicher Erklärungen und Redensarten, so daß Johann lange Zeit brauchte, sich halbwegs hineinzufinden und zu wissen, was dies alles bedeutete. Namentlich die Ausgaben waren mit einer so peinlichen und bis ins Kleinste gehenden Ge-

naugigkeit eingetragen, als wollte jeder Posten dem schmerzlich-reuevollen Betrachter zu Gemüte führen, wie arg es sei, Geld auszugeben, und wie eigentlich jede Ausgabe sozusagen ein nicht wieder gut zu machendes Unheil bedeute. Das war ja nicht das Geschäftsbuch einer großen, ins Weite strebenden Firma, sonder einer kleinen Wirtschaft, die über ihren eigenen Zuwachs ächzte, stöhnte und aus jeder Seite zu jammern schien, daß sie das Auslangen nicht finden konnte.

Da stand ein Ausrufungszeichen: das Geld für eine neu eingestellte Kuh, der gleich das Futter vorgerechnet wurde, welches sie längst wiedergekaut und in brave Milch umgeseht hatte. Da war ein Leiterwagen angeschafft, und ein Nebengebäude mit frischem Schindeldach versehen worden, zwischendurch liefen die Hühner im Hofe mit ihren Zungen und die Kosten ihrer Erhaltung, die Schweine waren angeführt, deren Grunzen sich jährlich aus frischen, fetten Rehlen erneuerte, während hier alle Säue getreulich verzeichnet standen, die seit undenklicher Zeit die Koben des Felsenhofes bewohnt, in den Rauchfängen geröstet wurden und als Speck und Schinken den Magen erfreut hatten, wie es der Weg ihres Fleisches eben ist. So lief Groschen neben Groschen und prahlte mit seinem Gewicht, während

die Gesamtsumme eigentlich bescheiden, nicht des Aufhebens wert war.

Dagegen erschienen die Auslagen für den Betrieb selbst lange nicht so klar und verständnisvoll ausgeworfen und boten nicht wie sie sollten, ein deutliches Bild des Unternehmens. Die Kosten der Webstühle, der Arbeitskräfte, der Verbesserungen, Neuanschaffungen, Erweiterungen standen recht summarisch da, während gerade hier zu wissen not tat, was ein solcher Stuhl an Futter verlangte, was er an Flachs, an Seide oder Baumwolle jährlich fraß, wenn er so recht seine Arme in Bewegung setzte und seine Kräfte regte, welche Speise an menschlicher Muskel- und Gehirnarbeit er brauchte und was für Geld daran gesetzt werden mußte, daß ein Mann an ihm saß und schaffte. Und weiter, welcher Strom von dichten, fertigen Geweben aus dieser klappernden Arbeitsmühle hervorfloß und mit welchem Wert sie ihre Fütterung lohnte.

Statt dessen waren hier nur tote Ziffern zu sehen, wie unabwendbare und unergründliche Schicksalsfügungen. Der ganze Betrieb schien stumpf und fassungslos hingenommen zu werden als eine dunkle Naturkraft, die nun einmal da ist. Aber hatte man denn vergessen, daß sie zu

ihrer Zeit durch einen festen, klaren Willen geschaffen worden war und mit deutlicher Einsicht weitergeführt, gebraucht, erneuert, verstärkt oder gar zerstört werden konnte, daß es hierüber eine Herrschaft gab?

Das größte Durcheinander, wie der wunderlichste Lauf der Welt taumelte aber auf der Habenseite.

Johann verzweifelte, jemals den wahren Stand seines Vermögens herauszubekommen, wohl aber erfuhr er die ganze Geschichte der Gegend, der großen und kleinen Bauern, Hausweber und Tagelöhner, der Händler, Lieferanten, Geschäftsleute und ihrer Familien bis zu Kind und Kindeskind.

Da waren die Pachtschillinge, eingegangene, gestundete, vergessene Zahlungen eingetragen. Das Geschäft ist ja die reine Vorsehung für unser Landviertel, dachte Johann, als er unter anderm die Geschichte einer Forderung an einen Linzer Handelsmann studierte, welcher Waren bezogen und an Zahlungsstatt ein Versprechen steter Neubestellung und künftiger Schuldtilgung ausgestellt hatte. „Wenn schönes Wetter ist, wird er zahlen,“ murmelte Johann. Es trat aber kein schönes Wetter ein, denn seine älteste Tochter heiratete, seine Gattin starb, der Krieg

verschaffte ihm weitere Stundung, dafür nahm er in bewährter Treue neue Artikel, die er anhänglich zu schätzen schien, aber eifrig wieder verpfändete, ohne den Eingang hiefür abzuführen, weil ihn, einen wahren Hiob, immer neue Schicksalsschläge heimsuchten. Nur daß die Tränen nicht gebucht waren, welche der unglückliche Mann über die bösen Zeiten und die edle Geduld des Gläubigers vergossen hatte.

So waren alle Stürme und Fährlichkeiten vieler Geschäftsfreunde treulich wie von einer guten Vorsehung selber aufgezeichnet worden, welche vor allem die Gerechten durch Langmut und Milde zu schonen und zu trösten weiß. Unbekümmert wuchsen die Forderungen, wie die dreiften Nesseln. Auch was jeder einzelne Kommittent schuldete, war erst durch vielfältige Zusammenstellungen aus den verschiedensten Seiten der Hausbücher mancher Jahre und nur beiläufig herauszubekommen. Diese Posten liefen immerzu auf der entsprechenden, ganz angefüllten Seite wie treue Hunde, die man in Ehren alt werden läßt und füttert. Was ihre Tilgung betrifft, so gab es keine Regel, sondern ein und das anderemal erschien ein Stückchen abgetragen, dafür wieder ein zweites aufgenommen, immer so, daß die Schuld ja nicht ganz verschwand,

sondern sorgfältig zur Ehre Gottes und des Hauses erhalten wurde und nur ihr Ansehen wechselte, je nach Wetter und Weltlauf blühend oder wieder beweglich und schwächlich, um eines schönen Tages sich wieder groß herauszustaffieren und stattlich mit mehrstelligen Zahlen, wie mit einer ganzen Koppel einher zu stolzieren.

Wie eine alte Hündin, an deren Seite Söhne, Töchter, Enkel herlaufen, stand jede Hauptschuld inmitten ihrer Nebenschulden und Zinsen, die von allen Seiten ihr zuliefen, ebenfalls nicht etwa ordnungsmäßig, genau nach Regeln und Terminen und kaufmännischen Sitten gebucht und getilgt, sondern anhänglich und der Hauptschuld ergeben, als dem treuen, gesunden, standhaften Muttertier, an dessen vollen Zitzen sie sich gütlich taten und volltranken, so daß sie selber schon ganz ansehnliche Kapitalien ausmachten und wieder neue Seiten der Bücher vieler Jahre durchliefen, Kinder zeugten und sich vermehrten, anstatt zu arbeiten und hinzuschwinden, wenn ihre Zeit um war. Das gemeine Geseß der Sterblichkeit schienen sie eben auf sich nicht beziehen zu wollen.

Es ging alles, wie es Gott gefiel.

Das Haus Felsler hat seine Schuldner nicht gedrängt, es hatte dies nicht nötig. Dafür blieben

sie treu wie Gold, wenn auch nicht bar wie Gold, wie sollten sie auch untreu werden, da sie durch so viele Bande mit diesem Hause verknüpft waren und insbesondere, da sie Waren bekamen, ohne gerade durchaus zahlen zu müssen.

Dagegen gab es in der Rasse nur bescheidene Bestände.

Das Vermögen des Hauses war eine großartige Sage der Gegend, aber Johann erkannte, daß es nichts vermochte, denn es lag fest und konnte sich nicht rühren, es war im Boden des Ländchens tief und mit den verzweigtesten Wurzeln eingewachsen.

Er besah sich die Muster der Waren, welche die Weberei erzeugte. Auch darin stand die Geschichte der Sitten und Gewohnheiten eines ganzen, engen und geschlossenen Ländchens.

Da waren die schweren, dichten Seidenstoffe, woraus die Sonntagsbrücke der Bäuerinnen angefertigt wurden, die bunten Hals- und Kopftücher, die grellen Baumwollstoffe, die groben Leinwanden, kurz die richtige Bauernmode, keine Weberei, wie er sie verstand, die zarte, erlesene, dünne, doch feste Gewebe erzeugen mußte, welche für eine weiche, feine Haut, nicht für eine derbe, für schlanke und zierliche, nicht für ungefüge Körper bestimmt, dem Bedarf und Geschmack

vornehmer Rundschaft durch neue Muster, leichte Farben und edle Geschmeidigkeit entsprechen sollten.

Wie konnte er bei solcher Ware eine Konkurrenz mit den großen Webereien von draußen aufzunehmen, den Absatz in den Städten steigern, den weiten Markt auffuchen und erobern.

Er grübelte: so wird nie etwas Neues herauskommen, vielmehr kann dabei nur jahraus und -ein das alte Zeug hervorkriechen. Entweder man sprengt dies verrottete Wesen in die Luft und setzt etwas von Grund aus Neues an seine Stelle, oder man vergräbt sich hier bei lebendigem Leibe.

Aber zu den neuen Plänen braucht man neue Maschinen, neue Arbeitskräfte, angemessene Mittel, um im Großen und Vollen zu arbeiten.

Nach seiner beiläufigen Aufstellung bedurfte er dazu eines Vermögens von so bedeutender Höhe, wie es weder bei der gegenwärtigen Lage des Hauses vorhanden, noch etwa zu beschaffen war. Selbst wenn es ihm gelänge, alle Außenstände flüssig zu machen, bekam er nur einen kleinen Teil, es sei denn, daß er ungescheut Kredit in Anspruch nehme und eingeräumt erhielte, das Geschäft hier im Lande zuerst einschränkte, dann nach tunlichem Verkauf aller Liegenschaften gänzlich aufgebe, und die Erzeugung, das ganze

Gewerbe selbst nach Wien, in die Hauptstadt verlegte, um so zu arbeiten, wie er es vor hatte, für den neuen, großen Markt der Residenz und des ganzen Reiches.

In der alten Weise fortwirtschaften mochte zwar annehmliche Ruhe und halbwegs auch Sicherheit im angestammten Besitz, niemals aber das verheißen, worauf sein Sinn gerichtet war, wenn seine Arbeit sich lohnen sollte: Macht und Herrschaft in einem vollen Leben. Was konnte es bedeuten, über diesem stillen, bewegungslosen Besitz hinzudämmern als faumseliger und geduldiger Verwalter?

In der Erde und über der Erde, im eigenen Gehirn und in den Armen der arbeitenden Menschen, die dem herrschenden Manne zu Gebote stehen, ruhen Kräfte, die nur auf den Tag und das Lösungswort warten, sich anzuspannen und aufzubrechen, wohin sie ein Machthaber führt, wie nur ein Feldherr seine Truppen; auch der Kaufmann und Fabrikant ist in seiner Art ein Heerführer, der eine Welt erst schafft, dann im Innersten das selbstgesetzte Getriebe beherrscht, in Leistungen umsetzt, aus menschlichen Einfällen und aus der Muskelkraft von Armen und Webstühlen sichtbare und glänzende Stoffe entstehen läßt, welche üppig dahin rauschen und den ein-

fachen Körpern nicht bloß einen dürftigen Schutz sondern den farbenreichsten Schmuck, die Schönheit des Daseins verleihen. Er wollte sich wahrlich nicht damit begnügen, in der Kirche Bäuerinnen und Landweiber seine Uniform tragen zu sehen: die Bauernseide an steifen Röcken und die bunten Bänder und grobgemusterten Kopftücher. Auch der Fabrikant ist ein Mächtiger, ein Verwalter wunderbarer Schätze, wenn er die Schönsten im Lande mit blühenden Stoffen kleidet, mit zarten Geweben und leichten Tüchern um die runden Schultern, schlanken Hälschen und üppigen Busen. Und dieses Werk bedeutet auch etwas, denn in der feineren Tracht wächst zugleich die höhere Sitte, edleres Betragen auf, und in vermehrten Lebensbedürfnissen und gutem Geschmacke steigert sich die leibliche und geistige Schönheit einer ganzen Welt. Wer die Mode einer Zeit beherrscht, ist auch ein Sieger in seiner Art und braucht sich nicht zu schämen.

Hier aber mochte er nicht verdumpfen und sich verliegen und etwa in der rauchigen Wirtsstube mit Pfarrer und Bader beim „Mariage“ und beim sauern Landwein seine Jugend vertun. Dazu war er nicht draußen in der Welt gewesen. So grübelnd sah er hinaus auf das winterstille und weiße Tal. Das sollte seine

Heimat sein und die Stätte seiner Arbeit, seiner Lust, seines Eifers! Nie war ihm dies Land so eng und als Sarg seines Willens erschienen wie in diesen Stunden, da er sich seine Zukunft überlegte.

Die niedrigen Bauernhöfe lagen einsam und weit auseinander da, ihre Dächer, welche breit aufgestülpt waren, jedes wie ein großer Filz über einem mächtigen Bauernschädel, schienen ganz niedergedrückt vom Schnee.

Stiller, lebloser Schnee lag über dem ganzen Gelände, schwarze Büsche, schwarze, abgerissene Zäune und schwarze Wälder ragten hervor und durch das weiche, weiße Thal floß, ganz in den Schnee eingegraben lautlos das schwarze Flüsschen. Das wollte seine Heimat sein! Was lag ihm an all der Ruhe und Stille, da er Kampf und Bewegung wollte, was bot ihm dieser tote Friede, da er Unrast und Eifer suchte.

Verdroffen stieg er um die Mittagszeit ins Eßzimmer hinauf, wie der Ochse zur Krippe stampft, wenn er dumm und stumm gewerkt hat, dachte er in seiner Bitterkeit, und Runzeln standen auf seiner Stirn, als er zum Mittagstische trat, wo ihn seine Frau erwartete.

Er hatte auch nicht gesehen, als er durch das Fenster des Arbeitszimmers auf das Thal

hinausblickte, daß hoch am grauen Himmel weiß und voll eine Sonne stand und daß schöne, schwarze Krähen mit großem Flügelschlage die edle Freiheit der Lüfte teilten.

Er bemerkte das Lächeln nicht, womit ihn seine Frau liebevoll grüßte.

Da trat Elisabeth hinter den Stuhl, auf den er sich wortlos niedergelassen, legte ihren Arm auf seine Schulter und beugte sich über ihn.

Er fuhr erschrocken auf, sah sie mit einem dunklen Blicke, es schien ihr, so wild an, daß es ihr graute: „Was willst Du!“

„Nichts“, sagte sie, setzte sich schweigend an ihren Platz und hörte zu lächeln auf.

Stumm und rasch aß er und ging gleich wieder mit kurzem Abschied an die Arbeit. Elisabeth aber saß noch eine Weile allein bei Tische in Gedanken, sie neigte unwillkürlich ihren blonden Kopf unter der Last der plötzlichen Einsamkeit.

Ihr voller Mund, sonst gerne halb geöffnet zu einem Lächeln hatte sich unversehens fest geschlossen und zum erstenmale den Zug eines leisen Grames angenommen. Sie hielt die rechte Hand auf dem weißen Tischtuche und

spielte achtlos mit einem Stückchen Brot. Was war denn da geschehen?

Noch nie hatte sie sich mit ihrem Manne veruneinigt, noch nie hatte sie ihn zornig gesehen und ihm noch nie Grund dazu gegeben. Was bedeutete nun sein unwirsches Benehmen und daß er ihren Gruß zurückwies, sie nicht beachtete, nicht mit ihr sprach, sie nicht einmal ansah, da sie doch seinen Blick verlangte.

Aber nicht lange hielt ihr gebeugtes Nachdenken an. Wer so jung ist, wie sie, der senkt nicht lang den stolzen Hals, der schließt seine Lippen nicht so fest und für so langes Mißvergnügen und richtet sich nicht gleich für einen trüben Winter ein.

In ihrem Nacken schimmerten die kleinen krausen Löckchen, wie übermütige Strahlen von Jugend. Auf ihrem schmalen Gesichte mit dem entschlossenen kräftigen Rinn lag der leichte Schimmer gesunder Röthe, die sich unversehens wie unter einem Strome heißen Blutes, der aus dem innersten Herzen hinaufschob, glühend vertiefte bis zu den Haarwurzeln an der freien Stirn. In unwillkürlicher Bewegung hob sie das gesenkte Haupt empor, schlug voll Willens ihre klaren Augen auf, öffnete ihre Lippen, die nun gleich wieder in ihrer kindlichen Heiterkeit lächelten,

so daß der Mund die starken, weißen Reihen der feuchten Zähne blinken ließ.

Sie stand voll Zuversicht auf, nahm aus ihrem Kleiderspind einen dunklen Wintermantel, setzte eine schwarze Pelzmütze auf und machte sich auf den Weg, um ihre Schwiegermutter aufzusuchen. An ihr hatte sie eine wortkarge, aber ernste und treue Freundin schon seit ihren Kinderjahren. Sie mußte wieder einmal nach ihr sehen.

Über den ausgeschaukelten Fußweg ging sie ins Dorf hinab, längs der schwer beschneiten Landstraße bis zum Bilgerihofe.

Dort klopfte sie an die Türe, deren eiserne Klinke unversperrt ihrem Griff knirschend nachgab und sie in den dämmerigen, leeren Flur einließ, der nur durch das Türfenster von oben ein wenig Licht bekam. Aber sie fand sich schon zurecht und trat nach raschem Pochen gleich links in die Stube, wo der Rachelofen seine gleichmäßige Wärme ausstrahlte und über dem geweißten Raume zugleich mit dem Mannsgeruch scharfen Schweißes die blauen Pfeifenwölkchen beizigen Tabaks hinzogen.

Agnes saß am Fenster und strickte. Jetzt im Winter hatte sie einige Ruhe. Die aufrechte Frau war unmerklich und doch stetig gealtert,

freilich nicht wie ein Wesen, das ergraut, sich bückt, vergreift und mühselig wird, sondern etwa so, wie einem unsterblichen Wanderer diese Welt selbst gealtert erschiene, wenn er auch nach langer Zeit von einem andern Sterne zu ihr zurückkehrte. Das mit Wasser gekämmte und gescheitelte schwarze Haar hatte einige silberne Strähne und ihre Züge, schon in der Jugend ein wenig hart, waren vollends scharf geworden.

Nicht daß dieses Gesicht ungot oder hochmütig gewesen wäre, aber es hatte nur mehr eine gewisse kühle Güte. Um die Augen liefen kleine Fältchen, wie sie angestrengt auf ihre Arbeit sah und beim stillen Zählen der Maschen hielt sie den Mund fest geschlossen. Er hatte einen Zug von bekümmerner Einsamkeit.

Als Elisabeth eintrat, erhob sie sich unwillkürlich und rasch. Aber die junge Frau eilte so schnell zu ihr, um sie gerade noch auf den Stuhl niederzudrücken.

„Bleiben sie doch Mutter.“

Elisabeth schob sich vom Ofen ein schmales Bänkchen ans Fenster und setzte sich neben die Frau.

„Nun Mutter, was gibt es Neues auf dem Bilgerihofe?“

„Neues? Bei uns? Das wäre schlimm, wenns bei uns was Neues gäbe. Das alte ist gerade genug. Das Vieh gibt Arbeit. Es hat zu wenig Spreu. Wegen der schlechten Ernte. Jetzt liegt es voll Mist auf dem Boden und muß zweimal am Tag gestriegelt werden. Die Buben kehren draußen.“

Die Buben, das waren ihre Brüder, die sie noch immer so nannte, wie einst und nach des Vaters Tode doppelt streng beherrschte. Diese Knaben waren jetzt eisgraue Stoppelgesichter, bejahrte Junggesellen, die in verdrossener Ehelosigkeit auf dem Hofe saßen und die Pfeife im Munde behielten, um nicht ein Wort mehr sprechen zu müssen, als gerade notwendig war, damit sie das Reden nicht verlernten.

„Der Johann macht sich auch viel Arbeit, Mutter, er ist nicht zufrieden.“

„Warum ist er denn nicht zufrieden? Was will er denn noch?“

„Ich glaube, die ganze Fabrik hier ist ihm zumwider. Was wir erzeugen gefällt ihm nicht, die Bücher sind nicht in Ordnung, er jammert, daß wir kein Geld haben, ich weiß nicht, was er will.“

„Mir scheint, der hat auf Launen studiert,“ sagte Agnes und blickte dabei zum Fenster hinaus.

„Ja Mutter, wissen Sie, er war doch in der Welt draußen, da fühlt er sich hier freilich nicht so wohl, wir haben eben klein.“

„So, klein haben wir's hier? Ja, was ist denn dann sonst wo groß? Er ist ein Herr und schafft doch an. Wenn er da nicht zufrieden ist, wer soll ihm denn noch aufwarten?“

„Draußen macht man doch ganz andere Artikel, wie bei uns, nicht so grobe Sachen, sondern viel schönere, feinere! Es wurmt ihn, daß wir das nicht erzeugen können.“

„Aber ob das Zeug draußen auch so gut hält und so steif ist wie unser's? Ich habe mein Seidenkleid schon zwanzig Jahre und bin jeden Sonntag darin herumgegangen. Es ist noch heute wie neu.“

Nach einer Weile sagte Elisabeth leise: „Wenn's ihm aber hier zu eng wird, wenn's ihn nicht mehr leidet.“

Agnes sah sie plötzlich an: „Wenn's ihn hier nicht leidet? So undankbar wird doch mein Sohn nicht sein. Er ist doch hier zu Hause und Dein seliger Großvater hat ihn doch aufgezogen, daß aus ihm was rechtes wird. Meinst Du, er hat ihn zum Vergnügen und zum Zeitvertreib lernen lassen und hinausgeschickt, oder damit er einmal zurückkommt und arbeitet, wie es sich gehört?“

„Da gibts keine Dankbarkeit, Mutter, wo man nicht glücklich ist.“ Agnes nahm ihre Arbeit auf, strickte rascher, so daß die Nadeln klapperten und sagte bloß: „Glücklich?“, als wollte sie mehreres sprechen, das sie jedoch lieber in ihren Strumpf verarbeitete.

Eine Weile schwiegen beide Frauen.

Dann fragte Elisabeth unversehens: „Wie war denn der Johann als Kind?“

Agnes antwortete ruhig überm Zählen der Maschen: „Das müßttest Du lieber Deinen Großvater oder Deinen Vater gefragt haben. Die kannten ihn vielleicht besser, zu mir ist er nur am Sonntag gekommen. Da hab ich ihn gewaschen und angezogen und in die Kirche geschickt, dann ist er im Dorf herumgegangen, abends hab ich ihn zu Bett gebracht und um vier Uhr Früh aufgeweckt, damit er wieder in die Schule nach Linz kommt, wenn er nicht schon am Nachmittag zurückmußt.“

„Aber Sie müssen ihn doch besser gekannt haben.“

„Meinst Du, weil ich ihn gewaschen und angezogen hab? Unserains studiert ein Kind nicht so.“

„Warum haben sie ihn weggegeben?“

„Weils Dein Großvater geheissen hat.“

„Und war Ihnen das recht?“

„Mein Du, istß Dir vielleicht recht, wenns regnet, oder schneit, oder fragt Dich wer?“

„Aber ein Kind ist doch kein Kalb, daß man mit einem Strick wegführt, wenns abgESPÄHNT ist. So kennt ihn wirklich kein Mensch. Und ich kann nicht einmal seine eigene Mutter um ihn fragen. Wenn man einen heiratet, soll man doch wissen, was für einer das ist.“

„Das Fragen hilft nie nichts. Wenn Du einmal Kinder hast, schaußt Du lang nicht mehr auf jedes Gesicht, das Dir Dein Mann zeigt.“

„Aber die Kinder werden doch, wie er ist und wenn der Mann unglücklich ist, bringen sie unschuldig Unglück mit, und man hat das Elend geheiratet.“

Agnes stand kopfschüttelnd auf.

„Ich bring Dir Milch! Trink was. Ihr reichen Leute habt einen Sack voll Fragen und klappert damit, wie mit einem Sack voll Geld. Ich hab mein Lebtag nicht so viel fragen dürfen, wie Du in einer Stunde.“

Agnes holte vom Ofen eine Milchschale und nötigte Elisabeth zu trinken. Es war schon dunkel, als sich die junge Frau zum Gehen anschickte, ihren Mantel umrahm und Abschied nehmen wollte. Aber Agnes sagte: „Ich geh mit Dir,“ hüllte sich in ein dickes Wolltuch ein,

zündete eine Laterne an und begleitete die junge Frau nach Hause.

Abends kam Johann nicht zum Nachtessen hinauf. Elisabeth wartete lange auf ihn, bis sie sich endlich traurig und müde niederlegte.

Während sie so in der breiten Bettstelle lag, zogen ihre Gedanken langsam und vielfältig, von allen Seiten her an ihr vorüber und wuchsen immer dunkler ineinander.

Ob Johann sie wohl noch liebte. Oder was ihn so plötzlich übermannt habe. Er fühlte sich hier nicht glücklich, das spürte sie schon lange, wenn er es auch freilich noch nie völlig ausgesprochen hatte. Aber sie brauchte ihn ja nur anzuschauen, um es zu wissen. Sie brauchte nur seinen Mund zu sehen. Er hatte einen so wunderlichen kleinen Rindermund, mit aufgeworfenen Lippen; wenn er übler Laune war, zog er ihn herab mit einem schmollenden, trozig-wehmütigen Zug. Woher hatte er diese Unbekümmertheit, da er doch arm, sich immer den Geboten fremder Menschen hatte fügen müssen, die sich wahrlich an seine Launen nicht gekehrt haben mochten.

Aber er war viel allein gewesen und in der Einsamkeit der Selbstverantwortung gibt man sich wohl auch gern nach. Warum zeigte sein Gesicht solchen Überdruß? In seinem Blicke

lag etwas fremdes, er sah anders, als in den Tagen, wo sie ihn in Wien wiedergefunden und gleich an seinen Augen als den kleinen, gehorsamen Jungen wiedererkannt, den sie vor Zeiten durch den lichten Garten unten geführt hatte. Als er damals vom Kaiser zurückgekehrt, ins Zimmer getreten war und die Arme ausgebreitet hatte, konnte sie gar nicht anders, als sich darein fügen und sich geben. Wie hatte sie ihm doch gleich ganz vertrauen müssen, und wie waren alle Jahre zwischen dem Kindertag und diesem ausgelöscht. Aber diese selben Jahre stiegen jetzt plötzlich zwischen ihnen auf, drohten aus seinem fremden Blicke und verdunkelten ein vertrautes Wesen.

Ihre bloßen Arme lagen still und blank auf dem Bette. Sie schauerte und zog sie unter die Decke.

„Wie kann das sein, daß ich einem Fremden gehöre, hier im Hause meiner Eltern, in meiner und seiner Heimat, verheiratet mit einem Jugendspielen, schlafe ich neben einem fremden, unbekanntem Mann. Was soll denn da werden? Seine eigene Mutter kennt ihn nicht, wie sollte ich ihn kennen? Wenn ich ein Kind hätte, wäre mir gar nicht so um alles.“

Dabei fing sie leise zu lächeln an und schlief ein.

So lag sie still, bis sie mitten in der Nacht plötzlich die Augen aufschlug, wie von jemand geweckt. Sie fühlte, daß ihr Mann sie ansah. Dann rief er sie leise beim Namen.

Er suchte ihre Hand und ergriff sie.

Sie sah ihn an, und obgleich es ganz finster war, glaubte sie den ratlosen, kindlichen, verlegenen Ausdruck seines Gesichtes zu erkennen.

„Bist Du mir böse, Elisabeth?“

„Nein Johann, aber ich verstehe Dich nicht. Warum bist Du so zu mir?“

„Wie bin ich denn?“

„Du bist nicht gut. Du bist wie ein Fremder und hast mich heute so angesehen, als könntest Du mir etwas Schlechtes antun. Was Du dabei gedacht hast, weiß ich nicht, aber es war etwas Schlimmes.“

„Ja, verzeih mir. Ich kann es hier aber nicht aushalten. Hier gehe ich zu Grunde.“

„Aber hier sind wir doch zu Hause, Johann. Wo sollten wir denn so ruhig leben, wie hier?“

„Nein, ich bin hier nicht zu Hause. Ich gehöre in die Freiheit, wo ich mich rühren kann, unter Menschen und in die Stadt. Hier taue ich nichts. Hier wird man faul und dumm.“

„Was willst Du also tun?“

„Das Geschäft muß nach Wien verlegt werden.“

„Und was geschieht mit unserem Hause hier?“

„Nun, eine Weile mag es bleiben, wie bisher. Dann sperren wir es zu. Wenn wir einmal müde sind, kommen wir wieder. Jetzt soll er seine Ruhe haben, der alte Kasten.“

„Und ich? Soll ich mit Dir nach Wien?“

„Freilich, bis ich dort alles eingerichtet habe. Einstweilen wartest Du hier.“

„Du hast keine Ruhe, Johann.“

„Nein, Ruhe habe ich freilich nicht.“

„Und glaubst Du, in Wien wirst Du sie finden?“

„Ich will ja gar keine Ruhe, Leben will ich.“

„Hier lebst Du nicht?“

„Nein, hier ist es kein Leben.“

„Und daß wir hier beisammen glücklich wohnen, in unserem alten Hause und in Frieden, das gilt Dir nichts?“

„Die Heimat macht den Frieden nicht aus. Und für diese ewige Ruhe bin ich noch zu jung.“

„Du bist nicht gut.“

„Da magst Du schon recht haben. Hier bin ich nicht gut. Mich macht diese Totenstille schlecht. Arbeit, Sorgen, Kampf, Leben will ich.“

„Wenn Du mich lieb hättest, fehlte Dir nichts.“

„Ich habe Dich ja lieb, aber ich brauche mehr, als Dich; wenn Du mich lieb hättest, müßtest Du das verstehen, aber Du bist freilich wie der eitle Schnee und freust Dich, daß Du da still liegen kannst und glänzen.“

„Wenn's Dich nicht leidet, mußt Du wohl fort von hier.“

„Aber Du?“

„Ich warte hier auf Dich!“

„Und dann?“

„Du hast es ja selbst gesagt, daß ich hier auf Dich warten soll.“

„Bis ich Dich hole?“

„Ja.“

„Aber wenn ich Dich rufe, kommst Du!“

„Wenn es sein muß. Aber überleg' Dir's gut, Johann, ehe Du mich von hier wegnimmst, denn hierher gehöre ich einmal und hier bin ich zu Hause. Hier war ich glücklich.“

„Wenn Du mich lieb hast, bist Du überall glücklich, wo ich bin.“

„Ich gehöre hierher.“

„Du gehörst zu Deinem Mann.“

„Ich gehöre zu mir.“

„Hab Geduld und laß mich doch machen, Du sollst schon Dein Glück haben, wenn ich arbeiten kann wie ich will und leben, wo man lebt.“

„Gut Johann, ich will warten.“

„Bis ich Dich rufe?“

„Bis Du mich ruffst.“

„Und läßt mich nicht im Stich?“

„So lang ich kann, Johann! Sei nicht hart mit mir. Ich könnte es nicht ertragen, ohne selbst hart zu werden. Du dürftest nicht oft so sein, wie heute. Es hat mir einen Stich gegeben.“

„Sei gut, Schnee!“

„Ich kann nur gut sein, wenn ich Dich lieb habe. Drum sieh, daß Du mich immer so lieb hast, wie Du willst, daß ich Dich habe. Dann kann ich gut sein, sonst machst Du mich schlecht.“

„Du mußt mich aber lieb haben, wie ich bin.“

„Ich muß Dich lieb haben, wie ich kann.“

„Kannst Du das so ausmessen, wie tief und wie weit Deine Liebe ist?“

„Ich kann nicht anders, aber wer mir Unrecht tut, den kann ich nicht mehr lieb haben. Schon als Kind hab ich kein Unrecht verzeihen können.“

„Dann kannst Du nicht lieben Schnee, wenn Du so denkst.“

„Ich habe Dich sehr lieb, weiß Gott, aber . . .“

„Aber?“

„Laß sein, Johann. Fahre nach Wien! Komme wieder! Tu, wie Du mußt! . . .“

„Schnee!“ Er küßte ihre Hand.

Sie fragte leise, so still, daß er glaubte, sie flüstere es im Entschlummern, während sie es in der Ruhe eines ganz bezwungenen, innersten Schluchzens sagte:

„Hast Du mich denn lieb?“

IX.

Leise brach das Frühjahr an und gewann das Tal dem Winter wie durch Überredung ab, indem es in den Blick der Sonne und das Blau des Himmels seine ganze leichte Wärme legte, vor welcher der Schnee mählich zerging und nur mehr auf den einzelnen Mulden im Schatten stand hielt.

Das befreite Wasser des Flusses aber schoß mit starkem Brausen durch das braune Gelände und nahm von allen Seiten her schäumende Springbäche auf, die geboren wurden, wo man es nie vermutet hätte, hier in einer Rinne der Straße, dort in einer Furche abschüssiger Felder.

Bei der leisen Arbeit des Frühlings, merkte nur, wer ihn sehnlich kannte, wie er überall unablässig in seinem ganzen Gebiet zu Werke ging und zugriff. Er begnügte sich nicht damit, das Blau des Himmels mit durchsichtiger Klarheit auszuspannen, weiße, schön bewegte Wolken darüber kommen und gehen zu lassen, er durchdrang die scharfe Luft mit seinem Lichte, so daß sie in ihrer Frische doch mild war. Er machte dem Lande die gute Laune, und das ganze Thal schien vergnügt zu rauschen und vor sich hin zu summen.

Er steckte in den grauen Wiesen gelbe Primelnerster und blaue Leberblumen aus und ließ an den sumpfigen, feuchten Stellen den golden schimmernden Hufslattich gedeihen und im welken, mürben Laube weckte er Hoffnungen: zarte, aufgrünende Wünsche, und da standen Buschwindröschen.

An den Weiden waren sammtne silbergraue Spitzen. Alle Bäume hatte er aufgeweckt, ihre Rinden und Zweige dehnten sich vom erwachten Blute, leuchteten und quollen auf in ihrem Märzenglanz.

Überall antwortete der Boden mit zartem Licht auf das Licht, das ihn beschien und der weite Raum der Luft war bewegt wie der strah-

lende Spiegel eines Wassers von den aufglitzernden Lerchenrufen.

Elisabeth ging am Nachmittag allein spazieren, sie stieg eine Anhöhe zum Waldrand hinauf, wo sie eine gute Aussicht gegen Westen finden und den Sonnenuntergang betrachten wollte.

Sie hatte nur ein leichtes Tuch um die Schultern, denn im Gehen, wußte sie, würde ihr warm werden.

Wahrlich, sie sollte ein Kind bekommen!

Trotz der Fülle des Leibes ging sie schlank, doppelt aufrecht und fast zurückgebogen. Ihre Lippen, im festen, doch nicht ganz mühelosen Gehen stärker geöffnet, waren röter als sonst und lächelten.

In dieser Zeit ist ein junges Geschöpf, wie sie, nicht allein, wenn jemals, so geht jetzt ihre ganze Schönheit und Jugend mit ihr her und redet zu ihr. Das Haar strahlt vom unbedeckten Kopfe und seine zarten Locken an Schläfe, Hals und Nacken flattern frei, die Brust atmet unbeschwert und hebt sich leicht und ruhevoll. Wie kam es doch, daß sie da allein gehen mußte?

Wie sie an ihre Einsamkeit dachte, nahm ihr Gesicht einen bitteren Zug an und sie spürte die Schwere des ansteigenden Weges, um sich aber gleich wieder aufzurichten, die schmalen

Schultern emporzuziehen und unwillkürlich mit beiden Händen nach ihrem Leibe zu fassen, um ihn leichter die Höhe hinan zu tragen.

So atmete sie tiefer, als habe sie nicht bloß für sich, sondern noch für ein zartes Schlummerndes die starke Luft zu trinken. Nach einem guten Wegstück hielt sie an, sah um sich und hatte das Gefühl, tief in alle Dinge da hinein zu sehen, die nicht nur ihr, sondern auch dem ungeborenen gehören, denn wessen wäre alles das gesegnete Kommende als fein, des gesegneten Kommenden.

Nicht bloß ihre beiden Augen, sondern zwei andere unsichtbare, wachsame, sahen, noch ein zweites Wesen atmete in ihrem eigenen und lauschte, und sie und es empfingen die zweifache Unendlichkeit ringsumher.

Hatte der März nicht für sie den gelben Kornelkirschbaum auf der Höhe der ansteigenden Wiese als einen großen gelben Blumenstrauch hingestellt und für sie das große Gelände zu einem Himmel voll von blühenden Sternen gemacht!

War es denn nicht fein anmutiger Scherz, der für sie die Lerchen erst in niedrigem Bogen auffliegen, dann unsicher in die sonnige Luft emportaumeln, immer höher aufsteigen ließ, bis sie im Blau unsichtbar wurden, so daß man nur

ihr schwellendes, klirrendes, silbernes Sauchzen vernahm, bis sie es wie in höchstem vergehenden Gefühl in einem jähen Sturz ins Feld begruben!

Und saß dort nicht, bei Gott, eine wippende Meise auf der Ulme und lachte!

Dazwischen schreien die schwarzblauen Krähen, die in Haufen vom Wald ins Freie fliegen, dann, einzeln über die Wiese ziehen und da und dort sich niederlassen.

Das alles gehört ihr und gilt ihr. Von den Schornsteinen unten zittern blaue leichte Räu-
lein und wehen Grüße zu mit winkenden, flatternden Schleiern.

Ein Kind, das hier zur Welt kommt, hat doch eine Heimat, ihm gehört doch was rechtes zu, und es kann wohin zurückkehren, wenn es lange fortgewesen ist. Ich kann ja sterben, dachte sie, aber dieses Land stirbt ihm nicht.

So genoß sie den Abend und kehrte voll Ruhe, wie von Klarheit, Gesang und frischer Luft ganz durchströmt nach Hause zurück.

Als sie in den Flur trat, freute sie sich, wieder da zu sein, denn selbst die Steinplatten auf dem Boden gaben einen vertrauten Schall. Sie spürte einen rechten Hunger, als sie aus der Küche das Klappern der Teller und das Prasseln des Herdes vernahm. Sie erwartete

ihre Schwiegermutter zum Nachtessen, welche in Johannis Abwesenheit täglich nach ihr sah. Weiter trat Elisabeth in die Küche und noch vergnügt die schmorenden, frischen Bratwürste in der Pfanne, gab Befehle, fragte die Magd nach allem Nötigen, um dann ins Wohnzimmer zu gehen und sich an den Tisch zu setzen.

Dort sah sie aber schon von weitem durch die Dämmerung des großen Raumes einen weißen Brief auf dem Tische schimmern, den sie an dem Geschäftsformat des Umschlages erkannte. Er war von ihrem Manne, und sie hatte eine gewisse Angst, ihn zu öffnen.

So gern sie sonst einen Brief und besonders von ihrem Manne bekommen mochte, empfand sie doch bei jedem einzelnen Sorge, denn hinter den kurzen Worten glaubte sie immer das Unge-nügen zu erkennen, das ihn von ihr fortgetrieben hatte und die Gefahr der Ferne, welche jedes Wohlgefühl der Gegenwart benahm; und gerade heute lag ein solcher Brief da, wo sie so ruhig und voll Zuversicht sich des Lebens recht gefreut hatte.

Sei's drum! Aber der Brief mochte doch wenigstens noch eine Weile warten. So ging sie vorerst ins Schlafzimmer, tat ihr Tuch ab, hing es in den Schrank, ordnete ihr Haar

gründlich, ließ sich von der Magd die Schuße ausziehen. Drin aber lag noch immer der weiße Brief und schien ihr durch die geschlossene Thür unverwandt nachzublicken, so daß sie ängstlich und schuldbewußt in sich hineinlächelte und auswich: Du hast noch Zeit, laß mich nur erst aufatmen, du wirst es doch nicht gar so gnädig haben. Sie bemühte sich, den Raum zwischen sich und dem Briefe möglichst auszudehnen, indem sie das Mädchen um allerhand Geschäfte fragte, Anordnungen für das Decken des Abendtisches traf, für den kommenden Tag sorgte, sich erkundigte, ob es im Geschäfte etwa Neuigkeiten während ihrer Abwesenheit gegeben.

Endlich aber stand sie vom Stuhl auf, nachdem sie ihren Schlafrock umgeworfen hatte, richtete sich seufzend auf, streckte lächelnd die Arme weit aus, ging dann ins Wohnzimmer zurück, faßte sich ein Herz und brach den Brief auf.

Sie laß ihn. Dann stützte sie sich auf den Tisch. Da war es also gekommen, was sie erwartet und sich selber nur immer fortgetröstet hatte. Und gerade heute. Da sollte einer noch sagen, daß es einen ganz schönen Tag auf der Welt gibt! Sie hatte aber noch Kraft, sich in den Stuhl fallen zu lassen und saß starr,

stumm und elend am Tische, als Agnes still ins Zimmer trat, und gleich erkannte, daß etwas Unrechtes vorgefallen sei.

„Was ist denn Elisabeth?“

Die junge Frau sah auf und verstand die Frage nicht. Agnes erblickte den Brief.

„Hat der Johann geschrieben?“

Da schluchzte Elisabeth auf. Agnes trat zu ihr: „Sei doch ruhig, wer wird denn so weinen!“ und stand so dicht bei ihr, daß die Sitzende ihren Kopf an den blauen Leinwandrock der Schwiegermutter lehnen konnte, wie ein kleines Kind.

„Nun, was ist denn, was will er denn wieder?“

Elisabeth wies auf den Brief, daß sie ihn lese.

Die alte Frau aber schüttelte verlegen den Kopf und nahm ihn nicht.

Da mußte Elisabeth doch unversehens ein wenig lächeln und blickte ihre Schwiegermutter in allem Schmerz vergnüglich an.

Darauf lachte Agnes und sagte gutmütig verlegen: „Wenn ich auch nicht lesen kann, so weiß ich doch gut, was da drin steht. Du sollst nach Wien.“

„Ja Mutter, er will die Fabrik hier auflassen und alles verkaufen.“

„Auch dieses Haus hier?“

„Ja Mutter, wenn's wer mag.“

„Und Du sollst zu ihm?“

„Freilich und für immer.“

„Das ist doch noch nicht gesagt.“

„Gesagt ist's nicht, aber geschehen wird's. Er geht mir nicht zurück und läßt mich nicht mehr, wenn er mich in Wien hat.“

„Aber was will denn der Bursch?“

„Das weiß er wohl selber nicht. Aber er schafft herum, wie ein Herr: Jetzt bleib, jetzt geh, jetzt komm! Ich bin ihm wie ein Ding, aber ich leid's nicht. Warum hält er's nicht aus, wo es gut ist. Er soll in Wien bleiben, aber mich hier lassen, wo ich zufrieden bin. Mutter ich kann ja dort nicht glücklich sein.“

Sie weinte heftig und trozig.

„Was willst Du denn tun, wenn er so ist, Elisabeth?“

„Ja, warum fragt er nicht, und tut nur, wie es ihm gefällt.“

„Mein Gott, er ist doch der Mann.“

„Das ist ein schöner Grund. Aber ich geh nicht.“

„Das ist leicht geredet. Wo willst Du bleiben?“

„Hier. Und wenn er mir unser Haus über mir wegverkauft, so laß ich mich auf die Straße setzen und bleib hier.“

„Und dann?“

„Bei Dir ist gewiß noch wo im Hof eine Kammer, wo ich bleiben kann. Zu arbeiten gibts auch.“

„Aber geh, Du willst das arbeiten, was wir Dorfweiber arbeiten!“

„Ja, ich will doch nichts anderes sein! Ich werde das schon auch noch leisten können, ich bin ja stark.“

„Aber Kind, das sagst Du nur so.“

„Läßt Du mich nicht ein, wenn ich Dich darum bitte? Gibst Du mir kein Bett und keinen Strohsack?“

„Du tust's ja doch nicht, weil Du zu Deinem Mann gehörst. Und das Kind zum Vater.“

„Ich will nicht.“

„Das hat schon manche gesagt und es hat ihr nichts genützt. Die Frau gehört einmal zum Mann. Und er meint's ja nicht schlecht mit dir. Er will auf seine Art das Beste.“

„Er weiß es aber nicht, Mutter. Denn ich gehöre nicht in die Stadt, und mein Kind gehört hierher. Drin werd ich krank und unglücklich, was hat er dann von mir?“

Agnes strich ihr leicht über das Haar: „Arbeit ist da und dort gleich und man lebt, wo einem das Brot wächst. In Wien ist's gewiß auch schön und Du wirst auch Dein Haus und Deine Arbeit und Deinen Mann haben.“

„Ich brauch ihn nicht.“

„Aber Kind, Du brauchst ihn schon. Du wirst doch nicht als geschiedenes Weib herumlaufen mit Deinem Kind, wo Dein Mann lebt und Dich braucht. Du magst ihn doch.“

Elisabeth weinte still und hielt das Gesicht in den beiden Händen, die Ellbogen auf den Tisch gestützt.

Die Magd brachte das Nachtmahl. Auf der Schüssel lagen die Bratwürste und prasselten noch leise in Erinnerung des heißen Herdfeuers.

„Setz iß und trink, dann leg Dich nieder und über Schlaf alles. Morgen schaut die Sache ganz anders aus und hat ein besseres Gesicht.“

„Ich habe keinen Hunger. Ich will nicht essen. Ich will in der Stadt nicht leben. Und ich kann nicht. Dabei bleibts.“

„Bei gar nichts bleibts. Und essen mußt Du auch. Denk an Dein Kind. Wenn Du weinst, gibst Du ihm kein gutes Beispiel. Ein Kind braucht eine gesunde Mutter, noch eh' es geboren ist und nachher erst recht. Deshalb mußt Du aushalten, das ist schon einmal so.“

Elisabeth sagte nichts.

Agnes nahm für sie eine Wurst auf den Teller, schälte sie und tat die Kartoffeln dazu.

„Schau an, was ihr für eine schöne Wurst gebraten habt. Laß sie nicht kalt werden, sonst bekommt sie Dir nicht. Heut hast Du was gutes und bist noch hier und morgen auch. Das Fortreisen geht ja nicht so im Handumdrehen. Du wirst noch manchen Tag dableiben.“

Als Elisabeth aber nichts sagte und das Essen auf ihrem Teller stehen ließ, schwieg auch die alte Frau und saß still neben ihrer Schwiegertochter, bis diese auffah und freundlich bat: „Aber Mutter, so esset doch Ihr.“

„Nicht wenn Du nicht Dein Teil issest.“

„Also gut, so will ich Euch zu Liebe essen.“

Sie brachte mit Mühe einige Bissen hinunter.

Dann führte Agnes sie in das Schlafzimmer, kleidete die Stumme und noch hie und da leise Schluchzende aus wie ein kleines Kind, legte sie zu Bett, deckte sie zu und setzte sich zu ihr.

Elisabeth sprach voll Bitterkeit allerhand Trauriges. Agnes antwortete ihr immer ruhig und tröstlich und doch eben so grausam, wie das unerbittliche Alter zur thörichtesten Jugend redet, so geduldig, bis eins gehorcht, als ob es so sein müsse und annimmt, was ihm beschieden wird.

Dann war die junge Frau müde, lag in ihrem Bette, die Kniee eingezogen, den Kopf tief in die Kissen geböhrt und war unversehens eingeschlafen, noch Bitterniß und Kummer um den festgeschlossenen Mund mit vielen Seufzern.

Die alte Frau saß lange an dem Bett und der erhellte Himmel mit seinem vorüberziehenden Gewölk sah ihr zu, wie sie diesen jungen Schlaf bewachte.

Erst um Mitternacht erhob sie sich leise und verließ auf den Zehen, unhörbar das Zimmer, um heimzugehen, während ihre Schwiegertochter in tiefem Schlummer lag.

X.

Elisabeth gebar noch im Dorfe ihr Kind, ein gesundes, ziemlich ruhiges und geduldiges Knäblein und pflegte es über die ersten gefährlichen drei Monate hinaus, ehe sie dem Wunsche ihres Mannes folgte und sich im Herbst zur Übersiedlung nach Wien entschloß. War ihr Schmerz, das liebe Land vielleicht für lange oder gar für immer zu verlassen, auch jetzt noch stark genug und im tiefsten ihrer Natur begründet, so drang er doch immer weniger nach außen, und sie zwang ihn sogar vor sich selbst zum

Schweigen. Sie war von den Weibern, die getrost, aber auch stark dem Augenblicke leben und seiner Nothwendigkeit zu gehorchen wissen. Ist es doch die eigentliche Macht der Frau, das Leben als gegebenes zu nehmen und auf dem bescheidensten, von Gefahr und Sturm bedrohtesten kleinen Raum das Bestehen des Augenblicks zu schützen und mit der eigenen Brust zu decken, still im gegebenen Schicksal zu ruhen.

Der Wunsch nach eigenem Glück wird unwillkürlich zu einem Wunsche nach dem Glück ihrer Kinder, wie sich das Blut ihres Körpers zur nährenden Milch der Säuglinge wandelt. Ihre eigene Sehnsucht, ihr sicheres Wissen um das Rechte, um das Gute, um das Schöne, lassen sie in ihrem Innersten ruhen und sogar darauf verzichten, wenn es sein muß, dieses Wissen für sich selbst durchzusetzen, aber die Mütter geben es weiter, als die geistige Lebensnahrung, die sie bieten. Sie retten ihren Geschöpfen die Ruhe und das Beharren eines Hauswesens und müßten sie darin ihr eigenes Herz begraben, aber von der Enge, der sie sich unterwarfen, bauen sie den Kommenden eine feine, starkgeschwungene Brücke, kühn wie ein Schwalbenflug in die Freiheit, darauf der Wunsch und die Kraft der Kommenden nach den Morgenröthen der neuen Mensch-

heit wandert. Jeder wahren Mutter Wesen ist eine solche Brücke, ruhend im Vergangenen, tragend ins Kommende, und manches Kind hat in traumhaft erhellten Augenblicken, wenn es auf dieser Brücke in das eigene Dasein hinschritt, auf seine Frühzeit zurückschauend, erkannt, daß am Fuß der schlanken Brücke ein mütterliches Geschick in die Erde versenkt, eine Sehnsucht in vier Wände gepreßt, das Zucken einer Seele nach Flug und Freiheit früh begraben ist.

So wenigstens war Elisabeth beschaffen. Stark und stolz, da sie aus einer Familie der Herrschaft und wohlberuhenden Besitzes kam, aber zugleich sanft, bestimmbar und zu vornehm, ihrem Willen unbedingte Geltung anzusprechen, das anhängliche Kind einer altererbten Heimat, liebte sie doch ihren Mann, und hatte sie sich selbst ihm gegeben, ihm ein Kind geboren, wie sollte sie nun eine Freiheit zurückverlangen, auf die sie verzichtet, wie sollte sie Rechte behaupten, wo ein hilfloses Kind die seinen geltend machte. Da war Wäsche zu waschen, alle zwei Stunden verlangte der Kleine seine Nahrung und trank die Muttermilch, ohne um das Land zu fragen, wo er gefüttert wurde. Seine Heimat war an ihrer Brust. Sie hatte zu tun genug. Aber es war freilich ein harter Augenblick, als sie

mit Agnes, die vom Bilgerihofe hinaufgekommen war, zum letztenmale das halb leere Haus durchschritt. Das Geschäft war schon vor längerer Zeit aufgelassen, die brauchbaren Maschinen und Bediensteten nach Wien übernommen, die Warenvorräte weggeschickt worden. Sie selbst hatte die schönsten und wichtigsten Hausgeräte ausgewählt und gleichfalls für ihre neue Heimat bestimmt, während hier nur das älteste bleiben sollte, das nicht kräftig genug schien, die Beschwerden eines Umzugs und neuer Verhältnisse zu überdauern, Truhen mit Blumen bemalt, Schränke auf schwachen Füßen, Stühle von verschiedenen Formen und Bezügen, Bänke, Lampen und alles, was in einem geräumigen Hause scheinbar still und geduldig an den Wänden und Ecken steht. Kommt einmal die Stunde, wo Umschau und Übersiedlung gehalten wird, wo man all die bewegliche Habe zur Musterung zusammenliest und jedes Ding aus seinem angestammten Platz, aus der ruhigen Dämmerung seines Winkels herbeiruft, so erkennt man erst, daß jedes einzelne seine eigene Stimme und Gestalt hatte, womit es sich dem Ganzen dienend, aber auch auf seine Weise stolz einfügte. Und jetzt, wo alles in der Mitte der Zimmer gehäuft ist, wo kein Ding an seinem Platze steht, sondern

knirschend die Gesellschaft Unebenbürtiger, neben die es der rücksichtslose Zufall gestellt, erdulden muß, wo ein flüchtiger Blick über Leben und Tod eines altgedienten treuen Möbels gebietet, jetzt sprechen diese Stimmen alle zu einem bewegten Herzen und mehrten seine Aufregung, denn diese Geräte machen insgesamt das aus, was dieses Herz von je als seine Heimat kannte und wovon es nun, schmerzlich und ungerecht Abschied nimmt. Da waren die alten Kleider aufgeschichtet, verschossene Seiden, verwelkte Blumenmuster, bauschende Röcke, bunte Tücher, verwirrte Franzen, Moden von uralter Zeit. Diese Trachten lagen sorgsam verschnürt und dufteten verwirrend, als wollten sie noch einmal die Kräfte der Verführung entfalten, die sie einstmals üben durften. Aber ihr Geruch war: Alter, Mottenangst und überlebte Würde. Ebenso ging es mit dem Geschirr. Das gute, brauchbare schaukelte längst sorgsam gepackt auf dem Lastwagen gegen Wien zu, aber das alte, ausgediente stand in Reihen da und fragte, was mit ihm geschehen solle. Große Kupferkrüge, mit stolzem Bauch und drei Füßen, gewohnt wie Helden im Feuer zu stehen, rußgeschwärzt, gebeult, verbuckelt und formlos, — wieviel Schönheit vergeht im Kampf des Daseins, ihr Guten — taumelten jetzt auf dem Fußboden,

fürchteten bekümmert für ihre Zukunft und suchten sich eine aufrechte, stramme Haltung zu geben. Würde man denn Einsicht genug haben, zu beurteilen, daß sie überm Feuer, auf der Herdplatte in ihrem eigentlichen Element dem heißesten Geschick noch immer ihren Mann stellten, während sie auf einem Bretterboden, sich nur mühsam, wie Betrunkene aufrecht halten konnten. Da waren Schüsseln aus Ton, und mit roten, und blauen Bauernblumen und andere aus feinem Porzellan mit zarten Röslein bestreut, als ob täglich die Liebe und der Frühling aus ihnen zu speisen hätten, nur ging leider ein Sprung durch, Tellern fehlte es an den Rändern, Rannen am Ohr oder ärger noch am Schnabel, Zinnteller wälzten sich verdrießlich herum, wer ist heute noch aus Zinntellern? Aber wem sollten sie begreiflich machen, daß man mit Zinnkraut und Bast und Reibsand und vor allem mit Eifer und Geduld sie so schön behandeln kann, daß sie wie vornehmer Silber blißen, alte eiserne Leuchter knurrten, sie waren ohnedies nichts besseres gewöhnt, irgendwo wird es schon noch einen Keller geben, wo sie tückische Wein- und Warenvorräte, die keinen andern Wunsch haben, als zu schwinden, argwöhnisch bescheinen können. Eisen braucht keine Angst zu haben,

es ist ein tüchtiges, gemeines Metall, und die Gemeinheit lebt lange bei guter Gesundheit. Von den Zimmerfenstern waren die Vorhänge genommen, die geblühten Tapeten zeigten manchen Riß, es hingen keine Bilder mehr an den Wänden und die Mägde trugen von den aufgehäuften Vorräten eins um das andere weg. Etwas in die Vorratskammer, dies in den Müllhaufen, ein drittes war für arme Leute bestimmt, ein viertes sollte doch noch nach Wien nachgeschickt werden.

Da stand nun Elisabeth und besah mit Agnes die Wirtshaft. Was ihr von dem Hausgerät lieb war, nötigte sie der alten Frau auf, die sich zwar heftig weigerte, aber schließlich doch gern versprach, sich des verwaisten Stückes anzunehmen, bis Elisabeth wiederkäme. Erstens waren es stattliche Sachen und selbst im Untergange noch von einer unverkennbaren Großartigkeit, woran sie sich nicht ungern gütlich tun mochte, und zweitens, selbst wenn sie so stolz gewesen wäre, nichts Fremdes anzunehmen, hätte sie doch nicht so hart sein können, denn sie wußte, daß ihre Schwiegertochter damit ein Stück Heimat erhalten wollte.

So gingen sie Zimmer um Zimmer durch und blickten in jeden Schrank, in jede Lade, öffneten

jede Türe und Elisabeth warf von jedem Fenster einen Blick ins Freie. Sie gingen durch das Schlafzimmer, das jetzt, wo die breiten Lager weggeräumt waren, ein drohender, gähnender Raum war, von dem man gerne entfloh, durch die Vorratskammer, welche, obgleich fast ganz ausgekehrt, den köstlichen Geruch ländlichen Gutes wahrte, von Nüssen, von Obst und Mehl und von jungem Most, denn gerade davon stand noch ein Fäßchen da, worin der kühle, süße Trank heftig arbeitete und gluckend die trüben Rückstände auswarf, welche an dem offenen Spunde sich zu einem ganzen Hügel sammelten. Elisabeth hatte heuer noch die Äpfel aus ihrem schönen Garten ins Faß getan wie sonst, aber sie mußte nun fort, ehe der Most klar war. Sie wanderten stumm durch den Webstuhl, wo ein alter unbrauchbarer Stuhl stehen geblieben war, der hilflos seine Lade ausstreckte, die niemand mehr anfachte, während ein paar zitternde Garnfäden wie kümmerliche Haare vom Schafte herabhängten. Die Schritte dröhnten in den weiten Räumen und die beiden Frauen sprachen unwillkürlich leise, um ihre Worte nicht durch den Hohn des Widerhalls verstärkt zu hören. Draußen herrschte ein unfreundliches Herbstwetter und das spröde Laub der Bäume vor den Fenstern zischte

im Winde. Als endlich alles Nötige besprochen, alles Geräte, das bleiben sollte verschlossen und vorläufig Ordnung gemacht worden war — Agnes wollte dann schon das weite leere Besitztum in Obhut nehmen — schrie ungeduldig der Kleine und wollte nicht mehr in den Armen der Magd bleiben, sondern zur Mutter und trinken.

Diese hatte gerade aus tiefer Brust aufgefzufzt und war willens, sich ein einzigesmal, da sie doch von ihrer Heimat weggehen sollte, wenigstens ordentlich auszuweinen, als sie die ängstlichen, mahnenden Rufe ihres Buben hörte. Da blieb ihr freilich nichts anderes übrig, als ihn an sich zu nehmen. Sie setzte sich auf eine alte Truhe, knöpfte ihr Reisegewand auf, reichte ihm die Brust und als er schluckend sich beruhigte und halbchlummernd trank, mußte sie lächeln. Mit dem schlafenden Kinde am Arm nahm sie kurzen Abschied von Agnes und bestieg, von der Magd begleitet den bereitstehenden Wagen. —

Außer dem Landhause in Ottakring besaß Johann Bilgeri seit seinem Entschlusse, die Weberei in Wien selbst zu führen, ein eigentliches Wohn- und Fabrikgebäude in dem Vororte Schottenfeld, wo sich bekanntlich allenthalben diese Industrie auf den wohlfeilen Gründen ansäßig gemacht hatte und in der gemüthlichen,

noch halb auf den Sitten des Handwerks beruhenden Weise, die heute längst nicht mehr üblich ist, auf einem mäßigen Stück Boden ein einstöckiges Gebäude mit Straßenfront zu errichten pflegte, dessen Erdgeschoß den Laden für den allgemeinen Waren- und Kundenverkehr, die Musterabteilung, den Verkaufsvorrat für das Tagesgeschäft, die Schreibstube, der obere Stock Werkstätten und die Privatwohnung des Inhabers enthielt, oft eine weit auseinandergelegte, reichliche Flucht von Zimmern, niedrig, mit gewölbter Decke, aber geräumig und zuweilen sorgfältig nach Geschmack und Vermögen ausgeschmückt. So war auch ungefähr das Haus beschaffen, das er, wie es eben war, ziemlich vorteilhaft an sich gebracht hatte. Aus dem vorderen Trakte führte eine Glastüre in ein schmales, weißgeplasteretes Höfchen zu einem zweiten in den Größenverhältnissen gleichen rückwärtigen, wo die Weberei untergebracht war. Im Hauptsale standen die hohen, neuen Webstühle, welche breiten Ellbogenraum benötigten und mächtig in alle Richtungen langten. Die Seitenräume rechts und links bildeten die Zurechtstättten für das unverwebte Garn, die Spulkammern und die Warengelasse für das fertige Material.

Durch das ganze Haus scholl nun tagaus- und ein, wie im ganzen Bezirke aus fast jedem Gebäude, das taktmäßige Klappern der gehenden Stühle, hell und nicht ohne eine gewisse Heiterkeit, denn erst der spätere Dampfbetrieb, die Transmissionen und stählernen Maschinen machten die Fabrikgeräusche so dumpf, so unheilvoll düster und gewaltsam. Wenn man den Gang, der Wohnhaus, Hof und Werkstätte verband, durchschritt, kam man abermals durch eine Glas- türe in einen schönen, ringsummauerten Garten, der vielleicht dreihundert Klafter maß, also nicht eben groß war, aber durch die geschickte Anlage nach der damaligen Gepflogenheit fein gestaltet und gegliedert, ein reichliches, stattliches und vornehmes Ansehen hatte. Gerade durch diesen Garten, der dem vom Dorfe draußen freilich nicht durch die Schönheit der umgebenden und von allen Seiten hindurchstrahlenden Natur, aber dafür durch allerhand Kunst und Pflege gewachsen war, hoffte Johann den Beifall seiner Frau zu erringen und hatte darum, noch bevor sie kam, viel Geld, Arbeit und Plan aufgewandt, die bereits vorhandene Anlage angenehm zu beleben. In der Mitte, von Rosen in allerhand Formen, von schmalen Stöcken, bis zu kugeligen, kurz- stämmigen Bäumen und gang- und pfortenför-

migen Gewinden umgeben, lag ein rundes Sandsteinbecken, welches sein Wasser aus dem Tritonshorn empfing, das eine üppigtauernde Najade ausgoß.

Boßkette mit Zierpflanzen und weiße, schmale Kieswege, von blühenden oder immergrünen Becken eingefast, theilten den Raum und vergrößerten ihn scheinbar, bis sie in den Hintergrund zu einem etwas höher gelegenen Gartenhäuschen führten, das mit schlanken griechischen Säulen ein Freundschaftstempelchen darstellte, wie es im zärtlichen, achtzehnten Jahrhundert beliebt war. Das helle Sälchen, welches nur leider keinen völlig freien Ausblick hatte, war himmelblau ausgeschlagen und enthielt bloß ein paar zartbeinige, steif würdige Stühle und Bänke, ein Forte-Piano, einen Tisch, ein Buffet, so daß man gerne dort in bescheidener Gesellschaft an warmen Tagen ein Mahl einnehmen und sich sonst gefellig vergnügen konnte.

So war nun die kleine, bürgerliche Heimat beschaffen, welche Elisabeth mit der großen ländlichen ihres Dorfes hatte vertauschen müssen.

Sie fand viel zu tun, da sie das Haus einrichten und führen und für ihr Kind sorgen mußte, darum überließ sie sich nicht all zu sehr den Vergleichen, die ihr aber doch unversehens

täglich und oftmals aufgedrängt wurden, wenn sie jedes Stück Gemüse, statt es aus der Erde vom Hausgarten zu holen, kaufen, jedes Pfund Butter, statt aus den Kammern neben den Kuhställen zu nehmen, vom Markte holen und überall ein Wirtschaftsgeld einteilen und anwenden mußte, wo sie früher die Vorräte selbst reichlich besessen hatte, die sie brauchte.

Aber sie lebte still und in sich gekehrt ihrer Wirtschaft und ihrem Kinde, während Johann, wie es schien, eifrig und mit Leidenschaft, seinen Handel, die Erzeugung in großem und neuem Maßstabe betrieb, Verbindungen angeknüpft hatte und auch im Verkehre seines Geschäftes selber eine Art von feinem Gewebe spann, dessen Muster und Gelingen von seinem guten Willen nicht nur, sondern vom Glück und von der allgemeinen Lage der Dinge abhängig war. Elisabeth vermied es, ihn um Einzelheiten zu befragen und machte sich nur ihre Gedanken darüber, daß Johann gelegentlich einmal, scheinbar im Vorübergehen und scherzhaft bemerkt hatte, nun sei doch ein ganz anderer Einsatz gemacht, in der Stadt gehe es um das ganze Vermögen und weit darüber hinaus, alles sei beweglich und ruhe auf dem Betriebe, nicht mehr tot im Lande, und jeden Augenblick löse das Geschäft Gelder in seine

Fänge und verspinne sie. Aus Geld mache er Seide und Seide müsse wieder Geld machen. Sie verstand zwar wenig von all dem, aber es schien ihr doch, daß bei diesem Umwandlungsverfahren am Ende Geld und Ware und Ansehen auch eingehen könnten, wie ein schlechtes Tuch beim Waschen. Aber, da sie stets in guten Verhältnissen eingelebt, dem Vermögen keinen übergroßen Wert beilegte und die Angst nicht kannte, es zu verlieren, überließ sie dem Manne das Seine und bekümmerte sich um das Ihre, was genug Mühe und Eifer kostete.

Gerade weil sie aber beide noch so jung waren und doch in die Mitte eines schweren, ernsthaften Lebens gestellt, hatte ihr Verkehr die frühere kindliche und freundschaftliche Unbefangenheit, die Frische und Laune verloren.

Noch war beiden kein offener und eingestandener Zwiespalt bewußt, doch richtete eben jedes sein Leben nach seiner Weise ein.

Elisabeth, mit der ganzen natürlichen gesammelten und ruhigen Energie ihrer weiblichen Natur lebte ihrem Hause, kaum daß sie täglich auf eine Stunde mit dem Kinde spazierte, meist saß sie im Garten, wenn es das Wetter erlaubte, seine Wiege vor sich, mit Handarbeit beschäftigt und wenn sie ausging, nahm sie stets die Richtung

nach dem Vorort, wo der freie Horizont, Felder, die Berge des Wiener Waldes, die dünnen Wasserfäden der kleinen Flußläufe wenigstens ungefähr an die Heimat draußen erinnerten. Raum, daß sie in einem Jahre zwei oder dreimal in die innere Stadt gekommen war, deren schmale gewundene Straßen mit den hohen, dunkelgrauen Gebäuden, dem Gewirr von Menschen und Wagen ihr gründlich zuwider waren und Furcht einflößten.

So jung sie war, hatte sie kein Bedürfnis nach geselligem Leben und seitdem sie Mutter war, schien sie nicht einmal mehr ihre eigene Schönheit besonders zu schätzen oder auch nur einen Augenblick länger, als unbedingt nötig, anzusehen. In der Tracht zeigte sich ein früher, fast wehmütiger Ernst, indem sie zu Hause, wie auf der Gasse vorzüglich schwarze, einfache, schmucklose Kleider trug, die zwar ihrer schönen, jetzt ausgereiften und vollen Gestalt eine vornehme Haltung verliehen, aber zugleich eine Herbheit, die der kindlichen Frische ihres Gesichtes Eintrag tat. Sie, die draußen so munter durch Garten, Straße, Feld laufen konnte, von ihrem Lachen vorwärts getrieben, wie ein Kind, hatte hier, ohne sonst eigentlich zur Trübsal zu neigen, eine beständige ernste Miene und wenn sie und

da ein Lächeln darüber ging, schien es nicht einer großen Freude, sondern einer unwillkürlichen, zart gewölkten Schwermut zu entspringen.

So wurde sie freilich zusehends eine andere, als die Johann in Wien wiedergefunden hatte, nicht das muntere Kind aus dem Gartenwunder, sondern eine feine, stille Mutter. Einmal, da sie wieder sich zum Sonntagskirchzuge rüstete, wohin er sie zu begleiten nicht verzichtete, trotzdem er eingestanden zu den Ungläubigen gehörte, wenn auch nicht gerade die Vernunft seine Göttin war — sagte er ihr etwas ärgerlich: „Jetzt bist Du aber wirklich still wie Schnee und kalt wie Schnee, wie Dein Vater immer sagte, so könntest Du doch wenigstens einmal weiß wie Schnee sein, um was trauerst Du denn immer, Du verschwärzest ja Dich selbst? Du bist doch jung, gesund, nichts fehlt Dir und immer Schwarz und Schwarz, um was trauerst Du eigentlich?“ Sie lachte leise: „Dafür ist mein Mann rosenrot und heiß wie Feuer. Hast Du Revolution gemacht, so laß mir meinen Frieden.“ „Aber Du bist doch keine alte Frau, Elisabeth, die in Schwarz geht, fehlte nur noch die Haube.“

„Mir schickt sichs nicht anders; laß mich nur, wie ich bin.“ Und so ging allmählich ein

neben dem andern her, wie es mochte, wobei es weiter keinen Unfrieden gab. Nur hielten sie auf dem Wege ihrer Ehe einander nicht mehr zutraulich an der Hand, wie es das Bild einer natürlich glücklichen Gemeinschaft ist, sondern sie hatten die Arme sinken lassen und wanderten schweigend.

Dagegen fand sich Johann inmitten des Lebens einer bewegten Stadt wohl wie ein Fisch im brausenden Wasser. Gewohnt an den Lärm der Webstühle und eines starken Betriebes, suchte er auch sonst nicht die Stille, sondern das laute Dasein auf, als nähere es mit Drang und Unruhe seine eigene Kraft. Sowohl in seinem Vororte, wo das beginnende Unternehmertum mit erhöhtem Lebensbedürfnis sich ansässig gemacht hatte, als in der Stadt selbst gab es Gesellschaft, Genuß, Anreiz zu Vergnügen genug. Politisch abgesperrt und von jeder freien Regung ferngehalten, wurde, wer immer geistig und sinnlich beweglich war, auf die einzig offene Straße des Genusses getrieben, der zum Selbstzweck und Ziel aller Begabung gemacht, das ganze Geheimnis des Lebens zu bergen und wieder zu verschenken schien. Johann fand junge Leute, die ihm ein Vorbild waren für ansehnliches und prächtiges Gehen, für feingebülmte Westen und blühende

Manchetten, für den Schnitt des Fracks und die Farben von Strümpfen und Hut, für die Art, einen guten Becher in Gesellschaft angenehm zu leeren, von reizenden Frauenzimmern und leichten Abenteuern, von bedenklichen Geschäften und schlaun Unternehmungen mit Anstand zu erzählen, oder wie man die italienische Primadonna des Kärntnertores als neueste Offenbarung des Weltgeistes anzusehen habe, oder daß die Tänzerin Klotilda auf ihrer schwebenden Fußspitze die Geschichte des Jahrhunderts zu balancieren scheine. Es war auch wieder eine Zeit, wo man freier aufatmen konnte, der Krieg hatte sich für eine Weile von Wien und Österreich verzogen und der düstere Blick Napoleons ruhte auf einem anderen Felde des europäischen Schachbretts, die angestammten Mächte waren wieder eingezogen, saßen in ihren Behausungen, hatten alle die Fäden ihrer alten Gewebe wieder angeknüpft und Wien genoß wieder seine allzu teuer erkaufte Ruhe. Da gab es eine Gesellschaft im „Lagerwäldchen“, einem kleinen Gasthaus in der Nähe seines Geschäftes, wo allabendlich ein guter, goldgelber Wein reichlich und mit Laune genossen wurde, ein andermal eine Spazierfahrt in den Prater, oder einen geselligen Ausflug nach einer Heurigenchenke draußen, oder eine Wette wurde

ausgetragen, oder eine Loge fürs Theater genommen, oder man saß an schönen Nachmittagen beim beliebten Limonadier auf dem Glacis und tat es der vornehmen Gesellschaft gleich, welche unter den schattigen Bäumen lustwandelte oder ruhte. An diesen vielseitigen bürgerlichen Lustbarkeiten nahmen in der Mehrzahl ledige, reiche Bürgerköhne teil, aber auch alte Leute und Ehemänner in guten Jahren und diese, wo es anging, mit ihren Frauen, die meist nicht abgeneigt waren, ihre Jugendschönheit eben zu verwenden, wozu sie gegeben schien: zum Genuß des kurzen Sommers im Leben. Da seine Frau für diese Geselligkeit nicht zu haben war, hatte sich Johann bald gewöhnt, allein diese Kreise zu besuchen und war überall als ein junger, hübscher, heiterer und wohlhabender Genosse beliebt, der keinem Scherz aus dem Wege ging, vielmehr selber manchen guten Streich ausheckte und zur Ausführung brachte und Abenteuer nicht ausbog. Wenn die Junggesellen für sich einen besonderen Weg gingen, schloß er sich ihnen als genießender Beobachter an und buldete lächelnd ihren Spott, daß er als Ehemann in seinen besten Jahren zur Untätigkeit verdammt sei und wie dieß schon so üblich ist. Am nächsten Morgen schüttelte er nach einem guten kalten Bade all das Unwesen

ab und arbeitete rüstig in seinem Geschäfte. Zuweilen allerdings besann er sich in Augenblicken trüber Ruhe und dunkler Erinnerung auf Sinn und Zweck dieser ganzen bewegten Nichtigkeit und wußte keine rechte Antwort auf seine verdrossenen Zweifel und auf den gleichgültig fragenden Blick Elisabeths, dem er mit spöttischem Lächeln begegnete und auswich. Aber jung und unbesonnen, wie er jetzt war, tröstete er sich, daß er all die versäumte Lustbarkeit der früheren Jugend nachholen, seine Armut und unziemliche Besonnenheit der Wanderjahre endlich jetzt durch kräftige Heiterkeit und genießende Klugheit wettmachen dürfe und sich auch sein Theil vom Leben nehmen müsse, das ohnehin nichts anderes biete, als was er finde. Im Übrigen habe er ja eine gute schöne Frau und ein liebes Kind, zu beiden sicher zurückzukehren sei noch immer die schönste Zuflucht. Leben sei nun einmal Leben, Schönheit und Genuß müsse man auskosten und wie derlei Auslegungen eben üblich sind.

Wien ist eine Stadt, die seit langem dafür berühmt ist, den einzelnen Menschen in seiner launenvollen Besonderheit zu bewundern. Städte von freierem Schicksal und härterem Menschen- schlage haben selten so viele Lieblinge, aber

Wien gehörte niemals sich selbst, es war ein Ding, ein Machtsymbol, ein Lager, auf welchem die gewaltige Raze des Absolutismus mit erdrückender Wärme und tückischer Inbrunst sich wälzte. Die Einwohnerschaft, war in privater Gebundenheit geduckt. Aber es gab damals und immer Einzelne, denen all' diese Macht nichts sagte, die gelassen darüber hinwegsehen, sich nicht zu ihren Sklaven, aber ebensowenig zu vergeblichen Empörern machten, sondern wie Gäste inmitten der schwachen Hausgenossen lebten, ihr Wesen, die stolzere Gewohnheit ihrer Sitten, ihre Freiheit mit erhobenem Haupte durch die Gassen trugen.

So oft ein solcher freier Mensch unversehens inmitten der übrigen aufstand, erhob sich ein Seufzen, ein Flüstern, ein Lächeln, ein demüthiger Spott, ein bewundernder Neid, der tausend Sagen spann, tausend Gerüchte entsandte, tausend Wünsche wie Weihrauch aufschweben ließ, diesem einen ruhigen, lächelnden Wesen nach, das sich selber gehörte.

Es konnte ein Mann sein, der Armeen führte, oder eine schöne Tänzerin, deren Hüften und Beine Wien in Bewunderung und Atemlosigkeit hielten. Einerlei, wer kannte nicht jeden Zug des bewundernden Wesens, jede feiner

Launen, jede Gewohnheit, jede Sünde, jede Schönheit an ihm. Diese Freien aber wußten nicht einmal, oder sie verachteten es, daß alle Augen an ihnen hingen, sie lebten einfach.

So war plötzlich in der wunderlichen Stadt der Name der Demoiselle Menta verbreitet. Wer war Demoiselle Menta? Eine Sängerin oder Tänzerin? Etwa eine interessante Maitresse eines mächtigen Mannes? Sang sie im Rätnerthor, oder tanzte sie die Cachucha? Wie lächerlich, zu glauben, daß eine Frau irgend etwas besonderes tun müsse, um zu herrschen, ihre Füßchen brauchen nicht die grausame Tänzerschule durchgemacht zu haben, um über die Köpfe einer Stadt zu tanzen, ihre Stimme braucht nicht in Arien anzuschwellen, um sich einzuschmeicheln, Demoiselle Menta war keine Sängerin und Tänzerin und eigentlich war sie auch weder eines Kaisers, noch eines Kanzlers Maitresse, aber sie war allerdings eine Herrin. Und wenn sie auch nur Wenige gesehen hatten und andere Wenige ihr Elfenbeinporträt kannten, fast die ganze Stadt wußte ihren Namen und schnupperte vergnüglich in die Luft, wenn man ihn nannte. Demoiselle Menta war ein feiner Wohlgeruch, eine seltsame Geschichte, ein merkwürdiges Dasein und man erzählte von ihr und ihren An-

betern, man machte Wiße und schwärmte, fragte und konnte sich nichts erklären, man wußte nichts gewisses, wie immer und dies eben, war der Zauber. Die sie aber gesehen hatten, verstanden erst recht nichts. Sie ist nicht einmal schön, sagten sie, sie hat einen langen Hals wie ein Ubler und scheint mit ihrem so scharfen Blick doch nur in die Ferne zu sehen, während sie uns alle garnicht bemerkt oder verachtet.

Demoiselle Menta ist eine Französin, die in der Sonnenselsgasse in einer dämmerigen Wohnung eines palastartigen Hauses in schönen, nicht besonders prunkvollen Gemächern lebt, mit ein paar schweigsamen Dienern und in der fast ständigen Gesellschaft einiger beflissener Bewunderer. Wie kam sie her? Was will sie hier?

Die Franzosen ließen in Wien manches zurück, hier ein Waffenstück, da ein verbotenes Buch, hier ein uneheliches Kind, da eine schleichende Krankheit, hier die Erinnerung an einen lachenden, liebenswürdig befehlenden Offizier, da das Bild des rätselhaften Bonaparte und unter anderm auch wie eine seltsame Blüte, die in einer Vase stehen geblieben ist, Demoiselle Menta.

Es hieß, sie sei die Geliebte eines hohen Offiziers der großen Armee gewesen, der sie in

Wien sich selbst überlassen hatte und dann allein seines Weges weiter gegangen war, es hieß der Fürst von Neuschâtel habe sie mitgebracht, oder sonst wer, aber es hieß auch, wie von jeder besonders eigentümlichen Schönheit, sie habe in Schönbrunn gewohnt und sei die Geliebte Napoleons selber gewesen, und dies war genug, aus einer leidenschaftlichen Frau eine Sage zu machen.

Johann war wie durch ein Spiel und eine Laune in ihren Kreis geraten. Soviel und so abenteuerliches war über Demoiselle Menta erzählt worden, wie von einer ferneren, unbekannteren Göttin, deren Mächte und Abenteuer vom Volke ausgeschmückt werden, da hatte er eines Tages den Entschluß gefaßt, die Fremde aufzusuchen und einmal zu sehen.

Das Haus, wo sie wohnte, lag in der großen, ruhigen Gasse, unweit der alten Universität. Sollte hier irgend wer eine Freiheitsgöttin vermuten? Da mußten von rechts wegen seine greise Gelehrte in der Nähe ihres Wirkungskreises hausen, oder höhere Beamte des Staates, die in aller Ruhe ihres Lebens standesgemäße Langweile würdig austrugen. Durch eine kleine runde Haustüre und einen niedrigen gewölbten Flur gelangte Johann über eine halbdunkle Treppe,

iu welche nur das mittelbare Licht eines abseitigen finsternen Hofes fiel, in den ersten Stock zu ihrer Wohnung.

Erst als er die Klingel zog, erschrak er über seine Kühnheit, denn schon der schrille Ton schien ihm zu zürnen.

Ein alter Diener in blauer Livree öffnete ihm und fragte mit verwundertem Blicke, was er wünsche. An der gedehnten, harten Aussprache und dem fehligen Klang, welchen die deutschen Mitlaute in seinem Munde annahmen, erkannte Johann den Franzosen und antwortete darum französisch, er wünsche Demoiselle Menta zu sehen.

Auf diese Unrede schien der Diener etwas freundlicher, aber nicht weniger verwundert, seine Herrin empfangen keinen Fremden, was er von ihr wünsche. Verlegen, aber mit unbefangener Dreistigkeit erklärte Johann, dies nur der Dame selbst sagen zu können, worauf sich der Diener kopfschüttelnd entfernte und Johann in dem dunkeln Vorgemach warten ließ.

Aus der Glastüre des Nebenzimmers vernahm Johann mehrere Stimmen, die sich unversehens wie zu einem lebhaften Streite erhoben, der dadurch beendet wurde, daß sich die Türe öffnete und eine zarte Frauengestalt auf die Schwelle trat und stehen blieb.

Johann verbeugte sich schweigend.

Sie maß ihn mit einem eindringlichen Blicke und trat mit einer kurzen auffordernden Geberde in das Zimmer zurück, so daß er ihr folgen konnte.

Dort erhellte ein vielarmiger Kerzenleuchter, der auf dem Mittelische stand, den niedrigen, fast leeren Raum. Johann sah zwei Herren vor dem Tische in bequemen Lehnstühlen einander gegenüber sitzen und fühlte ihren neugierigen Blick auf sich ruhen.

Alles dies war in einem Moment gesammelt, denn im nächsten mußte er wieder auf die Herren sehen, die nun mit einem übelgelaunten Blicke den Eindringling zur Rechenschaft zog.

Ja, was der Herr nun von ihr wolle. Sei er von der Polizei, sie habe nichts mit ihr zu schaffen oder ein Lieferant, sie habe weder etwas bestellt, noch schulde sie etwas, oder wer sonst? Alles dies sprach sie in der raschen Weise ihrer Sprache wie zu einem Landsmann.

Johann antwortete ganz verlegen: er sei nichts von allem, nur eben ein Österreicher, der lange in Frankreich gelebt und seither wie von einer schöneren Heimat von dem Lande ergriffen sei. Der Ruhm ihrer Anmut und daß sie als Französin in dieser Stadt lebe, sei zu ihm gedrungen, und er habe es gewagt, ihr seine Aufwartung

zu machen, wohl wissend, etwas Unziemliches zu unternehmen, aber unfähig, seine Sehnsucht zu bezwingen, wieder einmal den Laut der Sprache zu hören, die der Welt den Namen und das Leben der Freiheit geschenkt und aus einem schönen Munde, von dem er nun sein gerechtes Urteil über diese Kühnheit freilich gewärtigen müsse.

Er stand demütig und mit gesenktem Haupte wie ein Schulknabe da. Aus einem tollen Einfall, dem er gefolgt, war nun ein böser Ernst geworden, der ihn arg bedrückte.

Seinen entschuldigenden Worten folgte eine kurze Pause, die ihm unmäßig lange zu währen schien.

Beide Herren hatten sich unwillkürlich erhoben und standen ihm gegenüber.

Da flüsterte die Fremde, noch immer ernst und selbst fassungslos: „Mais c'est une offense.“ —

Johann erhob seinen Kopf und sah ihr bittend ins Gesicht; er wolle ja gleich und für immer geh'n, wenn sie es befehle, aber nicht ohne ihre Verzeihung erlangt zu haben, denn er habe freilich vergessen, daß er einer Dame nicht so ohne weiteres unter die Augen treten dürfe, aber seine Bewunderung möchte für ihn sprechen.

Demoiselle Menta möge wissen, daß der Ruhm ihrer Schönheit in ganz Wien verbreitet sei, obgleich sie nur Wenige von Angesicht zu Angesicht gesehen, und die Schönheit sei ebensowenig wie jede Erhabenheit der Schöpfung vor der Welt verborgen, sondern gehöre jedem, der Willen, Mut und Kraft habe, ihr ins Auge zu sehn. Nicht sie zu beleidigen sei er gekommen, sondern ihr seine Bewunderung zu Füßen zu legen. Darauf lächelte Menta und sagte, also habe er sie eigentlich prüfen wollen, ob sie ihres Ruhmes würdig sei, den sie freilich ebensowenig zu verdienen glaube, wie sie ihn gesucht habe. Aber es sei immerhin dreist, so einzudringen und sie müsse sagen, daß er in Frankreich nicht gerade gelernt zu haben scheine, wie man Frauen begegnet.

Der eine der beiden Herren nahm das Wort und sagte, vielmehr scheine der junge Mann gerade in ihrem Frankreich die Sitten wohl beobachtet zu haben, die gegenwärtig im Schwange seien.

Der zweite winkte mit beschwichtigender Gebärde. Menta aber betrachtete Johann mit spöttischem Blick, nun, er scheine immerhin kein gefährlicher Freiheitsheld, und da er gekommen sei, sie anzusehen, so möge er sie eben ansehen, sie sei sich keiner Besonderheit bewußt.

Der ältere der beiden Herren sprach darauf, man solle das Wunderliche dieses Abenteuers nicht über Gebühr ausdehnen. Da der Eindringling seinem Benehmen und seiner Entschuldigung nach nicht eben eine Beleidigung, sondern eine, wenn auch nicht gerade wohlgezogene Huldigung verübt, möchte sie ihm verzeihen und gestatten, in ihrer Gesellschaft gut zu machen, was er angestellt. So könne er wenigstens lernen, was er ihr und der Sitte schulde, da er ja jung sei, so daß man von ihm noch einiges hoffen dürfe, was die alten Sünder nicht mehr erwarten ließen.

Menta lachte kurz auf. Also möge er Platz nehmen und sich anständig betragen, sie wolle sehn, ob er hübsch französisch spreche und seine Fehler verbessern, da er wie ein Schulknabe an einer fremden Türe angeläutet und nun seine Lektion bekommen müsse.

„Das Leben ist überall ein peinliches Abenteuer, ohne Schuld kommt man in all' die Zweideutigkeiten des Schicksals, Freiheit und Widrigkeit, alles ist gleich ungerecht und unversehens um uns und an uns, eine Laune mehr oder weniger, Sie haben Recht, Fabrice, wir wollen dem Herrn nichts nachtragen, wenn er uns weiter nichts antut und bescheiden bleibt.“

So lud sie mit einer nachsichtigen Geberde Johann zum Sitzen ein.

Fabrice, ihr Landsmann, dessen Fürwort Johann seinen Freispruch verdankte, redete ihn an:

„Nun junger Herr, nachdem sie auf solche allerdings etwas improvisierte Manier in dieses Haus gelangt sind, erzählen Sie, wie Sie in Frankreich gelernt haben, das Leben als eine Art Abenteuer und Zufall zu beurteilen, denn danach scheinen sie es zu behandeln. Übrigens gestehe ich Ihnen gerne, daß mein ganzes Dasein in ähnlicher Art verläuft, hierhin und dorthin zu kommen, bald in einer besonderen Sendung, bald ohne Ruf und zuzusehen, wo es etwas gibt, das einen Tag, ein Jahr der Betrachtung lohnt, von allem Schönen Besitz zu ergreifen, nicht indem man es roh anfäßt und an sich zwingt, sondern indem man es würdigt und versteht; in Italien ein meisterliches Gemälde, einen erhabenen Bau, in Osterreich, in Wien besonders eine liebliche Natur, eine harmlose Menge, in Deutschland eine dunkle Philosophie, die den Ruf und Weg des Lebens nur erst zu suchen scheint, in Frankreich, meiner Heimat, den erhabenen Drang eines leidenschaftlichen Volkes, überall in der Welt aber den großen Menschen und die Schönheit.“

Bei diesem letzten Worte verbeugte er sich leicht und mit einer wehmütigen Heiterkeit vor Menta.

Der zweite Herr, der noch immer eine finstere und feindliche Miene bewahrte und seinen Unwillen über den Eindringling nicht verhehlte, sprach:

„Ich glaube der junge Mann wird uns wenig zu sagen haben, ein frecher Scherz wird durch ungeschickte Ausreden nicht besser. Hatte er in der Heimat nicht gelernt, bescheiden in seinem Stande zu bleiben, so war Frankreich allerdings nicht der Ort, ihm dies beizubringen.“

Menta unterbrach ihn ruhig: „Goetz, was sind das wieder für Ausfälle. Wir haben den Herrn begnadigt und aufgenommen. Er ist mein Gast, wie Sie, und Frankreich ist zu groß, als daß Sie es verstünden.“

„Sie müssen nämlich die beiden Herren kennen“, wandte sie sich an Johann. „Der eine, Goetz ist Ihr, der andere, Fabrice, mein Landsmann, wie Sie gehört haben, ein ganz besonders dreister, bei aller scheinbaren Bescheidenheit; er hat die Gefräßigkeit des Geistes, der alles verschlingt, indem er es begreift, nichts ist ihm fremd, darum gehört ihm alles, er reißt als ein Zugeneroberer durch Europa und heimst die Früchte unserer Siege ein, er läßt unsern großen Kaiser die Nationen besiegt vor

seine Füße legen und genießt kühl, überlegen, selbstverständlich, was sie bieten können. Er ist der unbescheidenste Genügsame, den ich kenne.“

Fabrice lächelte: „Sie haben recht, Menta, der leidenschaftlichste Begierdelose, der glühendste Betrachter, der sehnsüchtigste Enthaltfame, der bescheidenste Maßlose. Ich muß mich eben an der Kälte wärmen, am Feuer kühlen, muß die Schätze der Welt an meiner Begierde messen und ihnen entsagen. Grenzenlos begreifen, darum grenzenlos arm sein, vor Ihnen zum Beispiel schüchtern wie ein Knabe, weil toll wie ein Gott, der gegenüber den Schöpfungen seines Willens ohne Macht ist. Können Sie sich denken, wie trostlos arm ein solcher falscher Reicher ist.“

Goertz sagte verdrossen: „Nein, für ihre Paradoxe ist der junge Herr wohl etwas zu einfach erzogen, gut österreichisch, denke ich.“

Fabrice nickte: „Hoffentlich. Seien Sie glücklich, wenn Sie alles nur von einer Seite im klaren Lichte sehen, nicht von beiden Seiten und in der Verwirrung des Gefühls. Seien Sie ärmer und lassen Sie sich wohl sein, Sie kennen ja die griechischen Sagen von den Früchten, die ein Unseliger nicht ergreifen, von dem Faß, daß ein Verdammter nicht füllen kann, von dem Wasser, das einem kühl bis zu

den Lippen dringt und ihm entweicht, wenn er sich beugt, um zu trinken. Lassen Sie mich einen unverdroffenen Abenteuerer kennen lernen, der den Augenblick packt und besitzt, so will ich mich freuen, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, Sie sind jung, in Ihren Jahren ist man so.“

Goertz spottete: „Fabrice, Sie waren niemals jung, immer haben Sie die Abenteuer zerklaut und zergehen lassen?“

Fabrice entgegnete: „Aber ich war wenigstens fähig sie zu betrachten, nicht, ihrer unwürdig, sie bei aller Inbrunst mir selber zu vergiften.“

Johann sah unverweilt und ohne zu hören, was gesprochen wurde, Menta an, welche gelangweilt schien. Dabei aber lag in ihrem Auge ein lebhafter Glanz und feurige Heiterkeit. Sie hatte eine besondere Art, den zierlichen und schmalen Kopf zurückzuwerfen und so von oben her Menschen und Dinge zu überschauen. Mit der Form ihres Kopfes und ihres Gesichtes stand die ihrer Gestalt in einem eigenartig reizvollen Widerspruch. Ihr Antlitz war breit, fast zu breit und hatte etwa die Form eines Lindenblattes. Die Haare ließen eine hohe Stirne frei, welche breit über den Augen lag, die Wangen liefen schmal zu einem überaus zarten, fast spizen Rinn hinab, das durch ein leises

Grübchen geteilt, dem Antlitz etwas unbestimmtes, rührendes gab. Ueber den grauen Augen standen hohe, feine Bogen der Brauen, so hoch, daß der Blick auch ohne es zu wollen, etwas fragendes behielt. Und der Mund schien vollends unregelmäßig, zwar hatte er schmale Lippen, war aber entschieden groß. Deffnete sie ihn, so leuchteten unregelmäßige, weiße Zähne hervor, es war ein Mund der Leidenschaft, wie eine rote Wunde in dem gleichmäßig blassen, breiten Oval dieses sonst so ruhigen Gesichtes. Dieser Kopf schien nun mit seinem eigenwillig ausgeformten Antlitz und seinen dunkelbraunen Haaren, die, wenn auch nicht lockig, so doch ungemein leicht und dabei rötlich angeglüht, wie von einem inneren Feuer, in einer gehäuften Fülle im Genick ruhten, einen mächtigen Körper zu verlangen. Dieser Blick, vor allem dieser Mund, der in voller Reife und Kraft dem Gesicht den Ausdruck reicher Energie, wissender Leidenschaft und starken Willens gab, schien einen breiten Körper, tragende Schultern, eine herrlich ausgewölbte Brust, starke Hüften, eine mächtig ausschreitende Gestalt zu brauchen. Dagegen saß nun in Wahrheit der bedeutende Kopf auf einem zarten, schlanken, biegsamen Leibe, Menta war

schmal, zierlich gewachsen. Und hatte man erst gesehen, wie sie sich bewegte, mit welcher leichten, anmutigen Bestimmtheit und knappen Sicherheit, so begriff man wieder die verborgene Harmonie, die dieses Antlitz zu diesem Körper in Beziehung gesetzt und einen scheinbaren Widerspruch zu einem erhöhten Reiz gemacht hatte. Ein braunes, seidenes Kleid umfloss sie, unter der Brust gegürtet. Noch nie hatte Johann die Seide, die er ja erzeugte, so in ihrem Werte erkannt, wie jetzt, da er dies leichte Rauschen vernahm, welches den Schritt einer Frau wie einen Flügelschlag eines freieren Geschöpfes erschauern läßt.

Auf den unwillkürlich auffordernden Blick des Fabrice und den gleichen fragenden und ermunternden von Menta, mußte Johann aus seinem stillen Bewundern und Schweigen treten und erzählen. So berichtete er in kurzen einfachen, natürlich herzlichen Worten von seiner Jugend, die ihn nach Frankreich geführt, von dem ganzen großartigen Aufschwung alles Lebens, das ihn dort mitgetragen, wie jeden, von der wandelnden und wachsenden Sage, unter der er gestanden, deren Wundergestalt zusehend vor seinen Augen emporgestiegen, nun die ganze Welt beherrschte, von der eigenen

Rückkehr in das kleine, ängstliche Vaterland, in die engen Mauern dieser alten, unselig gehorsamen, töricht heiteren und genügsamen, der beständigen Vormundschaft und Knechtung zufriedenen Stadt.

Hier unterbrach ihn Goersz unwillig: „Gott sei Dank, es gibt noch Wiener in Wien, Desterreicher in Desterreich, nicht lauter Franzosen, und was Sie tadeln, junger Mensch, wissen Bessere zu ehren, daß sich Wien, wie schon so oft, als einziger und uralter Schuß der Welt gegen Eroberung und Willkür bewährt. Ihr Vaterland, wenn Sie auch seiner nicht würdig, es nicht anerkennen wollen, ist der einzige Trost der Völker, die ihre Freiheit verloren haben unter diesem dunkeln Abenteuerer, von dem Sie allerdings schwärmen mögen.“

Fabrice wollte etwas entgegnen, schwieg aber auf einen lächelnden Blick Mentas und ließ Goersz fortfahren: „Das ist eben das Furchtbare und Traurige — ich bin es zufrieden, daß ich einen dieser Vaterlandsfeinde, wie sie allenthalben hier herumlaufen, von ungefähr in meine Hände bekomme — das ist das Unerhörte, daß durch eine Laune, durch ein frevelhaftes Ungefahr die Geschichte der Welt aus den Händen der berufenen Lenker gerissen, plötzlich

den Launen und der Unfähigkeit eines pöbelhaften Haufens, eines grenzenlos selbstfüchtigen Spielers überwiesen sind. Und weil eine betrunkene Bande einmal den Palast eines Königs gestürmt, eine uralte Herrscherfamilie schändlich ermordet, über einen Wall von Hingerichteten, alle gegen alle wütend, im Namen der Freiheit eine historische Ordnung über den Haufen geworfen und nun, der eigenen Willkür überdrüssig, einem einzigen Wahnsinnigen die Führung hingegeben hat, der in tollem Krampf über Europa jagt, bis er einmal ohnmächtig hinschlagen und seine Narrenseele aushauchen wird, deshalb nennen Sie, junger Mensch diese Stadt töricht und borniert, die allein eine gesunde Besonnenheit, eine zufriedene Heiterkeit, einen weisen Gehorsam gegen alles Unge Stammte und Treue gegen Zucht und Ordnung bewiesen hat.“

Jetzt hielt aber Fabrice nicht länger an sich: „Nein, mein Lieber, so wie Sie die Dinge in der Sprache ihrer Kanzleimanifeste an die geliebten Untertanen darstellen, sind die Angelegenheiten der Geschichte nicht. Der Wahnsinn einer Menschheit und die Macht eines Cäsaren sind kein blindes Ungefähr, das wissen Sie sehr gut, und niemand muß bitterer und sehnsuchtsvoller die dunkle Erhabenheit eines solchen

Abenteurers spüren, als gerade Sie, der Schwärmer für angestammte Herrschaft. Denn eben diese Erhabenheit, diese Abenteurergröße waren es, die vor langen Zeiten die Mächte begründet haben, die Sie jetzt verehren. Sie müßten sich sehnen, oder wenigstens mit einiger Bitterkeit vermissen, daß alle angestammte Würde das Körnchen Kraft und Genie entbehrt, dem neuen Abenteurer auch nur die Ahnung einer ebenbürtigen, tieferen, über die gemeine Selbstsucht des Erhaltungstriebes hinausgehenden Welt- und Machtidee entgegenzusetzen. Was antworten diese Mächte denn dem Napoleon, der neue Gesetze schafft, der in allen Ländern eine natürlichere Ordnung, einen frischeren Blutumlauf des gemeinen Lebens erzeugt, der jede Richtung des menschlichen Schaffens bedenkt, der sich mit den besten Männern umgibt und neidlos das Bedeutende an sich zieht, ja es mit seinem unglaublichen Blicke selbst dort entdeckt, wo es sich verbirgt, was antworten Sie diesem Wahnsinnigen, der in seinem Krampf, wie Sie es nennen, Tag um Tag eine großartige Ordnung aller Dinge entfaltet und eine bewußte neue Gliederung der Gesamtheit ans Licht bringt, was antworten Sie ihm in ihren Manifesten? Immer wieder

nichts als den Vorwurf, daß er alte Götter entthronen und der angestammten Rechte der Völker nicht achte. Wann achteten denn jemals diese alten Herrschaften der angestammten Rechte der Völker? War es nicht unser Vaterland, das diese Rechte erst mit Namen genannt und erkannt hat und ist es nicht dieser kleine korsische Gewaltmensch, der Euch diese Rechte der Völker wider Euren Willen zu Bewußtsein bringt? Wir haben für ganz Europa unsere Revolution gemacht.“

„Ihr habt Euch mit Blut von Tausenden, Unschuldigen besleckt.“

„Ja, das haben wir, damit nun Eure „angestammten Herrscher“ gelernt haben, die angestammten Rechte der Völker zu erkennen und mit Begriffen zu arbeiten, die sie sonst nur verhöhnt haben. Wir haben nach Jahrhunderten stumpfen Schweigens und einer grausam kalten Ordnung zum erstenmale wieder die Menschheit gelehrt, große Gedanken, große Männer als den eigentlichen Sinn ihres Lebens zu empfinden, die Freiheit als das wahre Vaterland, die Gewalt eines erhabenen Schicksals als die eigentliche Heimat anzusprechen. Sie haben Recht, junger Herr, wandte er sich an Johann: Frankreich ist in einem höheren Sinne Ihre Hei-

mat, und es macht ihnen Ehre, daß Sie es erkennen.

Menta lächelte Fabrice zu, nie hatte Johann ein befeligteres Lächeln gesehen, als danke das Vaterland selber aus ihrem Blick.

Goetz, so von allen Seiten bedrängt, antwortete mit übellauniger Ruhe: „Sehen Sie zu, ob sich die, wie Sie sagen, belehrten Nationen, diese Ordnung gefallen lassen werden. Wer Freiheit sät, wird immer Unordnung ernten, und ich werde den Tag erleben, wo dieser Gewaltnarr ohnmächtig daliegen wird, von den Seinen verraten und von den Nationen niedergetreten, die er erdrücken wollte.“

„Gewiß, das können Sie wohl erleben, wenn auch ihr angestammtes Haus, ihre Staatskanzlei-intriguen und gut stilisierten Aufrufe, Rundschreiben, Vorstellungen daran wenig Schuld tragen werden. Aber Sie können es erleben, weil es im Plane jedes Heldenlebens liegt, an dem heroischen Geschick, an dem Uebermaß des eigenen Willens, nicht an einer Krise der leiblichen Organe zugrunde zu gehen. Aber das wird nichts für Sie beweisen, wenn Sie auch diesen Untergang genießen und ausbeuten werden.“ Bei diesen Worten nahmen die Züge des sonst

so maßvollen Fabrice einen unwillkürlichen Ausdruck von Ueberdruß und Verachtung an.

„Sie haben mich recht schlimm behandelt,“ wandte sich Johann jetzt bescheiden und mit leiser Stimme an Goers, „daß ich dieses Land, wo ich geboren bin und von dem ich Sprache, alle Beziehungen, mein Metier habe, nicht als meine Heimat ansehen kann. Und daß ich ebensovwenig diese Stadt, wo ich meinen Verdienst, mein Geschäft habe, mein Kaiserhaus, all den Kreis, in dem ich stehen muß, weil mich die Geburt hineingestellt hat, sonderlich hoch anschlage und eine fremde Sprache, ein fremdes Volk, einen fremden Kaiser verehere, wie fremde Göttheiten.“

„Das habe ich,“ sagte Goers, „und zugegeben, daß Napoleon den Begriff der Nationen und ihrer Schicksale über den älteren einer Herrschaftstradition gestellt hat, was soll ich, was soll jeder Einsichtige von einem Menschen halten, der seine Nation, sein Vaterland für nichts achtet und einem Fremden nachläuft.“

„Ich will es gerne gestehen, mein Herr, daß ich zuweilen daran leide, das Vaterland, wo ich lebe, nicht lieben zu können,“ sagte Johann. „Es ist mir so, wie einem Menschen, der seine Mutter hassen mußte, die ihm nur Übles ange-

tan und dem heiligen Namen der Mutter Schande gemacht hat. Aber was ist uns diese Heimat gewesen? Unsere Kaiser, unser Adel, unsere Ranzleiherrn, alle insgesamt und jeder einzeln für sich haben dieses große Land besessen und abgeweidet. Unsere Provinzen sind zusammengeheiratet und zusammengetauscht worden, wie von einem geschickten Negozianten. Wem geschah das zuliebe? Wer hat sich um die kleinen Bürger, um den Bauern bekümmert? Die ließ man in Knechtschaft, in Schulden, in Mühseligkeit und Frömmigkeit sich hinschleppen, während oben in fernen Palästen geheimnisvolle Staatsaktionen über ihre Schicksale entschieden. Wir wußten nichts. Wir sollten, durften auch nichts wissen. Wir hatten uns zu bescheiden, das war alles, wir hatten unsere Herrschaft zu lieben und sollten unsere Bedrückter verehren. Was wir denken, was wir lernen, was wir arbeiten und steuern sollten, wurde uns vorgebracht und vorbestimmt, wir sollten gar nicht gehen können und sollten gar nicht den richtigen Gebrauch unserer Glieder kennen, denn nur ein Volk von Kriechenden duldet, daß eine Gesellschaft weniger, die es nur beiläufig und mit Furcht und Staunen kennt, sein Dasein bestimmt. Was war da zu lieben?

Fabrice warf ein: „Sie leben in einem schönen Land, so einfach ist die Liebe zu dem Boden, wo man gewachsen ist, nicht wegzuleugnen“.

Johann fuhr fort: „Freilich unser Land ist schön und das geb' ich gerne zu, daß ich nirgends zu Hause sein kann, als bei meinen Webstühlen im Schottenfeld oder draußen auf der alten Erde, wo meine Mutter auf dem Hofe sitzt. Aber das ist eine andere Heimatliebe, als die von mir verlangt wird. Daß die Berge und Flüsse, die Häuser und Gassen schön sind, wo wir leben, daran hat die Herrschaft kein Verdienst. Wohl aber hat sie eine Schuld, daß sie uns dazu gemacht hat, was wir sind, daß wir nicht mehr sein können, sein wollen. Draußen in Frankreich hat jeder Mensch das Schicksal des Vaterlandes, des Ganzen in seiner Hand und vor Augen, er kann lernen, arbeiten, schaffen, groß werden, wenn seine Kräfte dazu reichen, denn sein Volk bildet ihn aus und steht hinter ihm. Bei uns aber schläft alles und soll schlafen, soll im Dunkel einer ewigen Vormundschaft im Engsten verweilen, wie das Vieh im Stall und noch dankbar sein der Hand, die es würgt. Uns hat noch nie einer um unsere angestammten Rechte befragt, unsere Freiheit, unsere Gedanken geliebt, man hat uns regiert. Ein Zufall hat mich hinaus-

geführt. Seitdem habe ich mein Vaterland draußen, nicht hier. Ich trat in das hellste Licht, in die freieste Luft. Darf man denn atmen? Darf man denn schauen? Ich sah einen Menschen, der eine Welt zusammenwarf. Ich bin ein Nichts, ich kann nichts, ich habe nichts gelernt, als ein bescheidenes Handwerk, und seitdem ich Frankreich und Napoleon gesehen habe, brennt es in mir. Ich ertrage mich selbst nicht mehr: ich weiß nicht, was ich mit mir will und soll, aber nach Wien, in mein Vaterland zurückgekommen, weiß ich nur eines: ich kann das Land nicht lieben, das mich so klein, so erbärmlich, so elend gemacht hat“.

Es war seltsam, wie dieses Gefühl in dem großen, erhellten Zimmer mit fremden Menschen, vor einer unbekanntem schönen Frau, unversehens aus Johann seine tiefste Stimme, den qualvollen Ruf eines Leidens hervorgelockt hatte, wovon er bisher nur die wunderlichen Äußerungen, nicht die Art und Ursache selbst gespürt. Mit eins sah er nun sein Verderben, seine Qual, sein Fieber vor sich und fühlte sein Schicksal, weder Heimat, noch Sinn des Daseins zu haben. Er sah sich allein, ohne Freund, ohne Führer in einem finstern Lebensraum. Wie tausende andere auf den Schlachtfeldern

verbluteten, für und wider Menschen und Sachen fallend, die sie nicht einmal kannten oder verstanden, so würde er auf dem einsamen Schlachtfelde seiner eigenen Seele verenden, wie lange noch seine Tage hinschleppen, welchen Abenteuern noch heimfallen, den Blick immer und immer auf das Wunder gerichtet, dessen Zeuge er war, und das er glühend empfand, er selbst zu arm und zu reich. Zu arm, um mit Gedanken, Lebensträumen, Leidenschaften sich ein eigenes, aufsteigendes, ins Freie fliegendes Schicksal zu schaffen, was hatte er gelernt, was konnte, was wollte und durfte er wollen, zu reich, um sich in seinen engen Mauern genügen zu lassen, bei Weib und Kind im auskömmlichen Erwerb und friedlicher Kunstfertigkeit behaglich und ach, wie nichtig, zu verweilen, zu reich, denn er hatte einmal das Thor durchschritten, das von diesen Mauern in die Weite führte, er hatte ein freies unendliches Leben, das stampfende, großartige Gewühl der werdenden Geschichte, er hatte einen Helden gesehen, dessen Geheimniß er nicht durchdrang, in dessen Blick aber, dem er einmal begegnet, die Fülle und der Glanz der Göttlichkeit lag.

Diese Einsicht in sein ganzes Leben trat vor ihn in einem Augenblick, wie in einem Traume,

der eine Ewigkeit auf die vorübereilende Minute, eine Unendlichkeit auf ein kleines Blatt, das eben umgewendet wird, preßt, und verblaßte ebenso rasch, als er nach seinen Worten steigender Erregung schwieg und verlegen errötete.

Menta hatte ihn mit Teilnahme, Fabrice mit ruhiger Sachlichkeit beobachtet, Goers mit verächtlich herabgezogenen Mundwinkeln.

Inzwischen hatte der alte Diener eine chinesische schwarz-goldene Lactasse gebracht, auf welcher dünne, feingemusterte Tassen und eine Teekanne, eine schöngeschwungene Obstschüssel mit Apfelsinen, Äpfeln und Trauben, und ein Körbchen mit Milchbrot standen. Mentha stellte vor jeden der Gäste ein Schälchen, in welches sie den lichten, goldenen, dampfenden und duftenden Tee goß, zugleich aber setzte sie das Gespräch fort, wobei sie nachdenklich schien. Johann sah wie ihre dunkeln, hohen Brauen sich zusammenzogen und ihr Blick sich gleichsam nach innen wandte, während sie mit nachlässiger Sicherheit die Tassen füllte und reichte und dabei halblaut sagte:

„Für mich hat es doch etwas ungemein Trauriges, wenn jemand dort nicht zu Hause ist, wo er hingehört. Irgendwo in der Welt soll einer doch an seinem Plaze sein und nicht

ganz fremd da und dort, denn was Sie von Frankreich als von Ihrer Heimat sagen, ist ja doch wieder nur eine Willkür, denn wären Sie dort, so wären Sie fremder, als hier in Ihren Mauern.“

Fabrice nahm diesen Gedanken auf: „Unser junger Freund hat vielleicht ohne es zu wissen, das tiefste Leid und den Beginn eines wirklich tragischen Zustandes berührt, den diese letzten Ereignisse über die Welt heraufgeführt haben. Die Menschen sind befreit worden, allerdings, und wir sind einig — Freund Goetz und das österreichische Kabinett vielleicht ausgenommen — daß dies unumgänglich war, aber es ist so gründlich geschehen, daß die Nationen von allen Voraussetzungen gelöst worden sind, auf denen ein gesundes, gemeinsames Beruhen möglich ist. Jeder Denkende und Fühlende ist entwurzelt worden. Wer nicht glücklich in beneidenswerter Bewußtlosigkeit auf seinem Fleck Heimat sitzt und sich vermehrt, der kann nirgends mehr zu Hause sein. Er ist ein Opfer der Sehnsucht, der Träume, wohin gerade der Wunsch geht. Der eine lebt den Phantomen der Bildung nach, der andere denen des Tatlebens, des ungeheuren Genies, das tägliche Leben, die Aufgaben des Berufes reichen gerade nur für die Armseligen

zur Befriedigung aus, die Besseren wissen mit sich nichts zu beginnen, die Wirklichkeit gibt keine Erfüllungen, das Dasein keine Versprechungen, es ist ein ungeheurer Wunsch nach Umfassung geboren und wird nie mehr schweigen, Napoleon hat den Gedanken eines ganzen Europa als Heimat der neuen Menschen erschaffen, er kann ihn nicht erfüllen. Und wie sollte der geringere Einzelne ihn wahr machen. So schleppt jeder aus seinem besonderen Lebenswinkel, aus seinen Voraussetzungen die Schönheiten herbei, mit denen er seine eingebilddete Heimat erfüllen möchte, denn die wirkliche widerstrebt dem Unterfangen. Jeder liebt aber andere Voraussetzungen und geht von anderen ererbten Dingen aus, man kommt zusammen und versteht einander nicht, man spricht zwar eine gemeinsame Sprache, aber sie enthält nur gerade die dürftigsten gemeinsamen Begriffe, im Einzelnen meint jeder etwas anderes mit jedem Worte: mit dem Namen Freiheit, Herrschaft, Nation, Glaube, Religion, wir sehen alles in unzählige Elemente aufgelöst, nicht in Harmonie vereinigt, und der Begriff der Gemeinschaft geht uns verloren, wird uns immer hassenswürdig. Jeder lebt notwendig dem Kultus seiner eigenen Persönlichkeit und macht sich zum Zentrum einer eingebilddeten Welt, weil die wirkliche

keinen Mittel- und Angelpunkt mehr besitzt. Es ist allerdings ein ungeheurer Brand, der das Ganze verschlingt, das früher einmal Zusammenhänge, Grenzen enthalten hat. Das ist vielleicht das Ungeheuerliche, daß auf Jahrhunderte hinaus das natürliche Gefühl der Gemeinschaft fragwürdig gemacht ist und gerade für diejenigen zumeist, welche einer Gemeinschaft etwas bedeuten würden.“

Goerz hatte mit steigender Erregung zugehört und fiel dem nachdenklich und die einzelnen Sätze sozusagen auseinander entwickelnden Sprecher ins Wort: „Sehen Sie, Fabrice, auf dieses Bekenntnis habe ich gewartet. Es gesteht die ganze Fragwürdigkeit Eures Befreiungswerkes und, hören Sie wohl, junger Mann“ — hierbei wandte er sich mit einem fast drohenden Gesichtsausdruck zu Johann — „es ist auch eine unbewußte Lobrede Ihres Vaterlandes.“ Er erhob sich und ging mit aufgeregten Schritten im großen Zimmer auf und nieder, während er sprach: „Sie sind Franzose, Fabrice und bekennen, daß die ganze Revolution und Euer Gewaltmensch mit der Befreiung des Menschengeschlechtes die wahre Ruhe und Sammlung vernichtet haben, auf welcher zu allen Zeiten die Gesittung und das innere Genügen der Ge-

meinschaften begründet waren. Ich bin ein Deutscher. Sie wissen, daß ich aus Preußen stammend, in der Enge eines kleinbürgerlichen protestantischen Hauses geboren bin. Ich genoß eine gute Bildung. Die Lateinschule erfüllte mich mit einem Hauch des großartigen antiken Geistes, wie kümmerlich sie auch sonst lehren mag, einerlei, wer ein bißchen historisches Gefühl hat, entwickelt es in ihrer Luft. Die unvergleichliche Anmut und edle Leidenschaft der Griechen gingen mir auf, insbesondere aber die klassische Strenge, das politische Grundgefühl, die Ordnung des lateinischen Denkens.

Ich trat in das Universitätsleben und blickte auf ein merkwürdiges Chaos unserer deutschen Erde. Das muß ich gestehen, ich fand kein glückliches Vaterland draußen, der Norden hat am meisten für seine Söhne etwas Ödes, Starres, das sich nur dann rechtfertigen läßt, wenn es Sieg, glückliche Ordnung und allgemeinen Aufschwung verbürgt, der fehlte, allenthalben herrschte eine grobgetünchte, gemein überzeugte Nüchternheit, dabei aber eine völlige Anarchie. Mein Glaube an die Logik und Vernünftigkeit des Protestantismus bekam einen argen Stoß. War er nicht unfähig, ein Ganzes zu bilden und zu tragen? Das Volk war zu

einem schöpferischen Schicksal ohnmächtig, aber die Einzelnen strebten danach, dachten, empfanden eines. Ich fand mich in einer geistigen Gemeinschaft. Wir Deutschen haben von jeher, vielleicht weil wir so uneins sind, ein Innerliches, das uns zusammenhält: die Bildung, die Gabe, alles, was die Vergangenheiten erzeugt haben, geistig, nachschaffend zu vereinen. Aber mit der grenzenlosen Sehnsucht nach unserem eigensten Staate, nach einer Schöpfung, die alle unsere Kräfte aufnehme und fördere, verband sich ein Gefühl des Abscheus vor der Unzulänglichkeit aller Gemeinschaft draußen. Zersplittert, in zahllose Staaten geteilt, ohne Führer, ohne Herrschaft lebte die Nation. Irgendwo muß ein einigendes Prinzip gefunden werden. In Preußen hatten wir ja seit unserem großen Fris keinen wirklichen Herrscher. Da blickte ich unwillkürlich auf Osterreich. Hier war alles, was uns fehlte. Eine uralte begründete Herrschaft, vom Zauber eines angestammten Machtgefühls erfüllt, sicher in ihren Voraussetzungen und Instinkten bis ins letzte Glied des Ganzen getragen von einer innersten Beseelung. Der Katholizismus war und ist ein Herrschaftsprinzip. Das erkannte ich. Das Christentum, in der Urzeit einer Krise entstanden, die dem Chaos

gleich war, in einer Revolution, gegen welche die Curige ein Kinderspiel scheint, hatte etwas ganz anderes, besseres gewollt, als die jetzige. Es hatte in einer tiefen, milden Weisheit die Menschheit über den Menschen, die Gemeinschaft eines sittlichen Ganzen über die schrankenlose Befreiung des Einzelnen gestellt, es hatte einen Eroberer ein Reich gründen lassen, das von besserem Bestande, als dies Europa, es hatte den erhabenen Traum einer Einigung der Welt unter die Milde göttlicher Gedanken wahr gemacht, es hatte aufgebaut, nicht zerstört, es hatte eine zügellose Menge vereinigt bei dem wahren Wunsch nach Unterordnung, der dem menschlichen Denken als dessen innerstes, ewiges Prinzip innewohnt.

Ob man glaubt, oder nicht, ob das Jenseits für wirklich angesehen wird oder nicht, ist einerlei, ob ich die Dogmen als solche annehme, oder nicht, gehört nicht hierher, ich will Ihnen sogar die Ethik, die Askese, die Verneinung preisgeben, aber die politische Offenbarung, das Machtprinzip des Glaubens, die organisierende Kraft, des Katholizismus, die Auswertung des Gehorsams, des Unterordnungswillens, die schöpferische Phantasie der Religion, welche dem rohen Weltgefühl der Masse mit ungeheueren Symbolen genügt, müssen Sie mir gelten lassen. Das

Drama der Messe schritt mit den erhabenen Schritten der Schöpfungsgewalt durch die Welt und gliederte ein Volk, ein Land an das andere. Mit der organisierenden Kraft, die ihm eigen, zog es alles Lebendige, Productive von allen Seiten her an sich, überall machte es die Bildung, das Fruchtbare sich dienstbar, es kannte kein Widerstrebendes, es nahm alles auf, es rettete das Altertum, das versunken war, es bildete die Gegenwart und war ein bereitwilliger Schoß der Zukunft. Unser Luther, ein Enthusiast und Zerstörer hat mit der Gründlichkeit und dem Ingrimme des Barbaren — dies ward meine Erkenntniß — das feine, tiefsinnige Gewebe zerrissen. Damit war in einer Zeit, die vielleicht vor der Erfüllung eines deutschen Gesamtstaates stand, diese Möglichkeit vernichtet worden. Wir lebten in einem Trümmerhaufen. Oesterreich allein war ein Ganzes geblieben, in aller Mannigfaltigkeit geschlossen, groß, räthselhaft, gewaltig, die Schöpfung eines Glaubens und zugleich das Kunstwerk wortkarger, aber erhabener politischer Geister. Wenn irgendwoher aus Deutschland ein Ganzes werden soll, dann muß es von hier aus geschehen. So trat ich zum Katholizismus über und widmete meine bescheidenen Kräfte diesem, meinem zweiten wahren Vaterlande.

Und nochmals sah ich alle Hoffnungen vernichtet, der Wahnsinn einer unpassenden Verallgemeinerung zerstörte alles, Euer Freiheit schlug die unsere in Trümmer, und Euer Traum sollte der unsrige werden. Im Namen Euerer Freiheit muß ich den hassen, der sie knechtet. Und hier in dieser Stadt lebt der Geist, die Kraft, die ihn vernichten wird. Der Organisation, die auf zwei Augen, auf einem Menschen beruht, ist ihr Untergang verbürgt, sie stirbt mit ihrem Schöpfer, Österreich aber ist auf einen allgemeinen Gedanken, auf eine geistige, sittliche, gläubige Gemeinschaft gestellt und wird nach allen Niederlagen siegen, das weiß ich."

Fabrice hatte still, mit gesenktem Kopfe dem Sprecher zugehört und erhob jetzt lächelnd den Blick: „Darüber ist nicht zu streiten, was einer glaubt und glauben will. Ich meinerseits glaube, daß der Katholizismus als politisches, organisierendes Prinzip eben seit der Reformation nicht mehr genügt und darum seine Niederlagen erfährt, es kommt eben auf die Menschen an, die vereinigt werden müssen. Die Idee des Christentums scheint nicht mehr die Idee der Menschheit. Abgesehen davon, daß man vielleicht die fortschreitende Zerstörung gerade auf die unnatürliche Bindung aller an eine Religion

zurückführen kann, welche vom lebendigen Leben ablenkt und alle Kräfte gestaut hat, die sonst der schöpferischen Bestimmung des Schicksals dienen könnten. Für mich ist immer der Befreier groß und die Freiheit, nicht der Herrscher und die Herrschaft. Und vollends mit dem Traume der Schönheit, mit der Sehnsucht nach der Fülle des Lebens ist alle Vereinigung und Gemeinschaft unvereinbar, und das Einzelne, das Besondere, die Seele, das freie Ich; nicht die Gottheit, sondern die Göttin, nicht der Begriff, sondern das Ding macht das Dasein so räthselhaft erhaben, eben in seiner Vereinzelung und so begehrenswert.

Menta hatte während dieser Worte zierlich einen Apfel geschält und reichte ihn ihrem Landsmann, der innehielt und sie ansah, dabei unversehens an seine letzten Worte dachte und bemerkte, daß eben in dieser lieblichen Geberde und Situation der Reiz des Unwiederbringlichen lag.

Auch Johann hatte während des Gespräches, dem er nur teilweise aufmerksam zugehört, unverwandt Menta angeschaut, welche sich mit dem Tische beschäftigte, einmal das Schälchen mit dem dampfenden Tee vorsichtig zum Munde führte, dann diese Frucht schälte und nun darreichte. Jetzt schwieg alles und Fabrice empfing den Apfel mit Ehrfurcht.

Johann beobachtete die merkwürdige Frau in ihrem Hause und in dieser wunderlichen Gesellschaft, und während er ihre Schönheit betrachtete und in sich langsam alle Mächte möglicher Leidenschaft aufsteigen fühlte, fragte er sich, was Menta in diese Stadt und in diese Umgebung geführt habe, der sie sich einfach zu überlassen schien. Sie wird angebetet, wie sie hier in ihrem Zimmer sitzt und zuhört und mitpricht ebenso, wie wenn sie draußen durch die Straße geht und jeden Blick anzieht, wenn sie bei Festen tanzt und umworben wird. Nicht das ist unbegreiflich, daß sie von allen begehrt wird, die sie sehen, aber daß sie selbst nichts zu wollen scheint, die von allen gewollt wird. Wen begehrt sie, wem gehört sie, ist sie denn bloß das Schicksal für diesen leidenschaftlichen und ausgetrockneten Staatschreiber Goertz und für diesen geistvollen, verzichtend bewundernden Franzosen und für den Grafen, der angeblich ihren Aufwand bestreitet und für den jungen adeligen Knaben, der von ihr abgewiesen oder betrogen, sich erschossen hat, ist keiner da, der ihr Schicksal bedeutete? Schöpft sie alle diese Seelen aus und gibt keinem die ihre? Jeder, der sie erblickt, umfaßt sie mit aller Sehnsucht, und sie erwidert nichts. Wer weiß, aus welcher

Tiefe sie aufstieg und woher sie diese räthelhafte Sicherheit hat? Wer weiß, aus welchen furchtbaren Berührungen sie ihre Unberührbarkeit gewann. Wer besaß sie, wem gab sie sich, um jetzt sich allen zu versagen und alle um die Schönheit zu betrügen, die sie verspricht.

Unter den drei Männern schien die eine Frage zu verweilen: Wer ist sie, woher kommt sie, uns zur Lust und zum Leide? Was will sie mit uns? Was will sie mit sich? Welche Freiheit und welche Bestimmung wachen in diesen Augen, die über uns hinwegsehen, hinter dieser stolzen Stirne und welche Gedanken, von denen wir nichts wissen? Was ist ihr Schicksal, wenn es das unsere ist ihr anzugehören? Wessen ist sie? Das schien allen gewiß, daß Menta nicht sich selbst gehören könne, denn diese Schönheit, die jeden erregte, war nicht geschaffen, in der Einsamkeit auszublühen. Sie konnte nur dadurch erwachsen sein, daß sie geweckt, erschaffen, mit Leidenschaft erfüllt und erhöht worden war. Wer hat sie zu unser aller Herrin gemacht, wer gab ihr diese Freiheit, daß sie nun zu unserem Traume wird?

Wie von ferne vernahm Johann das Gespräch der andern. Goerß sagte: „Alle unsere Erklärungen reichen nicht aus, begreifen zu

machen, daß dieser kleine Gewaltmensch die ganze Erde bezwingt und alles aufgehoben hat, was bisher die Geschichte bestimmte.

Fabrice erwiderte: „Daß die Erlebnisse der Menschheit und die Schicksale jeder Person, alles, was im Einzelnen wächst und in Taten oder Erlebnissen nach außen tritt, nicht bloß grob sinnliche Ursachen, sondern tiefere, dunkle, Quellen hat, in welche die Hand nicht taucht, macht das Dasein eben erst zu einer würdigen Angelegenheit. Ohne dies Wunder wäre es wahrlich eine armselige Sache, und wer wollte sich nicht verdrießlich davonmachen.“

Menta hatte indessen, von den anderen un bemerkt, ein kleines Bild in goldenem Rahmen auf den Tisch gestellt, gerade zwischen zwei Armluchter, so daß es wie ein Altärchen auslag.

Johann gewährte es zuerst: „Das ist er!“

Fabrice sagte: „Das haben Sie fein ange stellt, Menta! Die ihn leugnen und die ihn bewundern, alle opfern ihm auf ihre Weise. Der erhabene Mensch ist vielleicht die Seele von uns übrigen allen, die Gestalt angenommen und uns rechtfertigt vor der Ewigkeit.“

Johann fügte leise hinzu: „Wir alle sind feine Geschöpfe.“ Das kleine Bild zeigte den blassen, ein wenig vollen Kopf des alternden

Korfen, schon mit dem eigentümlich in die Stirn gescheitelten Haare und dem merkwürdig über das Gegenwärtige ins Ferne schauenden Blick, der übrigens in der Malerei auf Porzellan von einem bescheidenen Meister seiner Kunst ziemlich leer und schal wiedergegeben war.

Fabrice beugte sich über das Bildchen und sagte nachdenklich: „Als junger Mensch litt ich, wenn ich verliebt war, besonders schwer darunter, daß meine Phantasie die ferne Geliebte mir nie vollkommen vergegenwärtigen konnte, ein besonderer Zug ihrer guten oder übeln Laune, irgend eine Zufälligkeit ihres Gesichtsausdruckes oder ihrer Frisur drängte sich ungebührlich hervor und verwischte die übrigen, sah ich sie wieder, so schien mir ihre lebendige Gegenwart unendlich reicher, als meine sehnsüchtige Phantasie, die doch besser, eindringlicher hätte gestalten sollen. Aber vom Aussehen eines großen Mannes sind die Vorstellungen ausreichend, seine Züge graben sich in jedem Gedächtnis fast vollkommen und unzerstörbar ein, da braucht es nur ein paar entschiedene Linien, und ein Wesen, das eine Welt enthält, lebt ganz in unserer Imagination. Selbst der ungeschickte Maler gibt alles hinlänglich wieder, um den Herrn der Welt aus tausenden erkennen zu lassen.“

Johann entgegnete: „Und doch zeigt das Bild da nur eben den kümmerlichen Umriß. Da ich ihn gesehen habe, scheint mir das Portrait fast kindisch armselig.“

Nun mußte er den Erstaunten erzählen, bei welcher Gelegenheit er Napoleon von Angesicht zu Angesicht erblickt hatte.

Menta stand voll Freude auf und sagte laut mit einem jubelnden Ton der Stimme: „Wer hätte denken sollen, daß Sie, Kleiner, so etwas erlebt hätten.“

Goerz meinte verdrießlich: „Nun das Kunststück ist ja weder sonderlich groß, noch beneidenswert.“

Menta sagte: „Was bleibt von Ihnen übrig, Sie patriotischer Staatschreiber, wenn Sie einmal nicht mehr sind? Ein paar verdrießliche Akten und eine üble Nachrede, daß Sie sich mit einer gewissen Französin von dunkler Abkunft abgegeben und eine unzufriedene Figur gespielt haben. Er aber hat den Napoleon gesehen und etwas ordentliches gewirkt. Da lohnt es sich wenigstens, gelebt zu haben, meine ich. Könntet ihr den Einzigen doch wenigstens ebenbürtig hassen und in der Kraft Eurer Entschlüsse als Volk ihm begegnen! Ihr aber lebt von den Phrasen Eurer Staatskanzleien und

bezieht Eure Begeisterung von oben und laßt Euch, wo es nur angeht, besiegen, weil ihr nicht einmal noch die Freiheit Eures Hasses habt. Lernt erst als Nation etwas anderes wollen, als unterwürfigen Gehorsam und ihm anders begegnen, als in Knechtgestalt; ihr müßt ihn erst frei anschauen können, dann seid ihr würdig, ihn zu besiegen. Und selbst dies werdet ihr ihm verdanken. Pfui, mir ist die Art, wie ihr ihn in Gedanken meucheln wollt, zuwider!" Sie stand zornig aufrecht.

Fabrice blickte das schöne Wesen voll Freude an, Goers zuckte die Achseln und schwieg. Johann aber sah die Stadt des Lebens vor sich.

Menta wandte sich rasch ab, als wolle sie die plötzliche Bewegung, die sie verraten hatte, abschütteln, ging an das Fenster und öffnete es, so daß die kühle Herbstluft einströmte. Man sah einen schmalen Streifen des klaren, gestirnten Nachthimmels.

Die Gäste erhoben sich. Der alte Diener hatte ihre Überkleider und Hüte ins Zimmer gebracht und half den Herren in die Mäntel.

Sie stand noch immer leicht angelehnt am Fenster. Fabrice küßte ihr die Hand, Goers verbeugte sich schweigend, Johann fragte schüchtern: „Darf ich wiederkommen?“

Menta lächelte ganz leise, so daß die Freundlichkeit nur wie ein Aufleuchten an dem Ernst ihrer Miene vorüberhuschte und sagte nichts weiter.

Aber Johann durfte glauben, daß sie es erlaubt habe. Dann wandte er sich — die beiden anderen waren ihm vorausgegangen — noch einmal an der Türe unwillkürlich zurück. Menta's Gesicht stand halb im Dunkel, so daß er nicht wußte, ob es noch so düster und verschlossen aussah, oder ob die Dämmerung es so erscheinen ließ.

Der Diener leuchtete die Stiege hinab. Auf der Straße nahmen sie rasch von einander Abschied, Goetz schien plötzlich ganz fremd und zurückhaltend, Fabrice gleichmäßig liebenswürdig und freundlich.

Johann ging in mannigfachen Gedanken durch die verlassenem Straßen, bis er durch das Burgtor, an der Wache vorbei über das Glacis und längs der großen Wiesen und Bauflächen, hinter welchen nur vereinzelt Häuser und lückenhafte Gassen lagen, in seine Vorstadt, zu seinem Hause kam, wo alles schlief.

XI.

Wer hätte sich nicht in hohen Zeiten seines Lebens gewundert, daß er sie wie in einem Traum verbringe, von mancher Schwere abgelöst, der Sorgen des Tages nicht achtend, seine Arbeiten wie im Schlaf und rein mechanisch abtuend und immer wie in leichten Lüften und im Schimmer einer erglühenden Vorstellung befangen. Nun giebt es aber Menschen, die das kurze Dasein ganz in solchem Traume hinleben. So war unser Freund, der, je mehr er erwuchs, desto tiefer in die kindliche Wunderfülle tauchte. Seitdem er Menta gesehen hatte, schien ihm über alles Frühere der Schleier des Vergessens gezogen, er sah nur sie vor sich, ihr eigenartiges Gesicht, die zarten, dabei nicht eben weichen Züge, die feinen, lässigen aber in der Tiefe ihres Wesens entschiedenen Bewegungen, wie sie lächelte und ernst wurde, zuhörte und jeden Streit durch eine Geberde oder durch einen Einfall in Heiterkeit oder Ernst entschied. In jeder wachen Stunde dachte er an sie und an ihr Schicksal, fragte die alten Fragen und fühlte die neue, wie er nun wohl mit ihr verbunden sei und was mit ihm geschehen müsse, denn dies

schien ihm so fraglos, wie notwendig, daß er auf irgend eine Weise zu dieser Fremden gehöre und sein Leben mit dem ihrigen verknüpft sei. Aber er war tief genug im Traum, diese Fragen nicht allzu schmerzlich, sondern leicht und fast heiter angeregt zu empfinden, mit einer gewissen Neugierde, was das Schicksal nun mit allem anfangen werde, das doch nun einmal gegeben sei und irgendwie verarbeitet werden müsse. Und wie man im Schlaf durch gewisse stetige Geräusche nicht weiter gestört wird, ließ er auch sein altes Leben ringsumher ruhig treiben, die Webstühle klapperten, die Seide wurde auf die Schweifrahmen aufgespult, die stete Bewegung der Werkstatt ging unablässig fort, er sah auch dazu wie sonst, vielmehr bemühte er sich noch eifriger um neue Ware, als müsse der schimmernde Traum auch aus seiner Arbeit hervortreten, so strömten und rauschten die schweren und leichten, die glühend einfarbigen, fast steifen und die bunten, zarten, gemusterten, fließenden Zeuge stetig aus den Maschinen hervor. Zu Mittag saß er bei den Seinen und blickte freundlich seine Frau an, wie eine wohlbekannte, gute Hausgenossin, die ihn weiter nichts angehe, auch nahm er zu Zeiten sein Söhnlein aus der Wiege und scherzte mit ihm,

bis es ihm unwissend das heiterste Lächeln zurückgab, er schrieb seine Geschäftsbriefe und verrichtete seine Gänge, aber alles dies war nichts als das eintönige Geräusch des Lebens zu seinem schöneren Traum. Wenn Elisabeth ihn so gleichgiltig heiter neben sich leben sah, fragte sie sich oft, warum er ihr so verwandelt vorkomme, oder vielmehr, was nun aus ihm geworden sei, da er doch einmal anders gewesen. Daß er sie nicht mehr liebte, wußte sie. Darüber täuscht sich ja eine Frau nicht lange, warum er sie nicht mehr liebte, schien ihr aber kaum einer Frage wert, da sie kräftig mit einer eigentümlichen Berechtigung und genau wie eine feinste Wage jedes Gefühl unwillkürlich mit dem gleichen Gegengefühl erwidern mußte. Aber sie sorgte sich auch nicht weiter um den Sinn einer Gemeinschaft ohne Liebe, denn sie hatte ihr Kind, und da mußte sie doch ihre Pflicht tun. So arbeitete sie unverdrossen und weil es wegen eines gesunden kleinen Bürschchens geschah, das ihre Liebe durch verständiges Gedeihen und zärtliche Anhänglichkeit erwiderte, behielt sie auch eine sanfte, gleichmäßige Heiterkeit, so daß ihre junge, früher zarte Schönheit jetzt eine gewisse breitere Kraft bekam, da sie die sein wollte, die sie eben war. Nur wenn sie mit ihrem

Mann sprechen und ihn anschauen mußte, kam sie zuweilen eine gewisse Verlegenheit an, als schämte sie sich, den so anzusehen wie sonst, der doch nun ein fremder Mensch geworden, aber selbst diese Scheu konnte sie, freilich nur mit Erröten überwinden, da er es nicht zu merken schien. Das Bedürfnis einer endgiltigen Aussprache hatte sie nicht, denn was war noch weiter zu sagen? Hatte doch sie selbst angefangen, ihn leise und doch entschieden aus ihrem Herzen zu drängen, als er sie aus der Heimat riß. Nun mußte man eben anders leben, so gut es ging, aber daran dachte sie wohl, ob er ihr gönnen würde, mit ihrem Buben nach Hause zurückzukehren, wenn der einmal größer wäre.

Johann kam häufig in Mentas Haus, er nahm auch Theil an der Gesellschaft, die sie um sich versammelte, bei Festen, im Theater, beim Limonadier, bei Ausflügen, am liebsten aber in der stilleren Gemeinschaft ihrer Wohnung, wo er bald ein vertrauter Gast wurde. Wenn Menta auch jeder leidenschaftlichen Werbung mit Spott auswich und ihre vielen Bewunderer durch eine scherzhafte Kühle und trockene Abweisung im Zaum hielt, so daß keiner den unsichtbaren, doch bestimmten Kreis überschreiten durfte, den sie um sich gezogen hatte, so nahm

immerhin je nach ihrer Laune bald der, bald jener eine augenblicklich begünstigtere Stellung ein und durfte hoffen, wenigstens endlich zu erfahren, warum er eigentlich nichts erreichen werde. Besonders aber und fast gleichmäßig standen Fabrice und Johann in freundlichem Ansehen bei ihr. Der erste wohl wegen seines besonnenen Alters und seiner verzichtenden Freimütigkeit und als Landsmann. Da eine schöne, in der allgemeinen Anbetung stehende Frau natürlich nicht ruhig zusehen kann, wenn einer zwar erklärt, sie zu bewundern und zu lieben, aber auf jede Erfüllung zu verzichten, konnte sie allerdings nicht umhin, ihn zuweilen aus seiner schönen Resignation herauszulocken und zu irgend einem selbstvergeffenen Wort, zu einer schmerzlich hoffnungslosen unwillkürlichen Geberde, zu einem Blick aus der Tiefe zu reizen, wogegen Fabrice immer mehr auf seiner Hut war, so daß es für die übrigen in ihrem eigenen Leide eine Art von Spaß abgab, das Schauspiel dieses niedergehaltenen Feuers einer Leidenschaft zu betrachten. Denn war einmal ein solches Wort gefallen, so sah Menta ihr Spiel gelungen und lächelte. Fabrice konnte dann verstummen und sah um Jahre gealtert aus, er tat ihr leid, und sie suchte mit freundschaftlicher Zärtlichkeit

ihn wieder zu erheben und auszuzeichnen. Johann aber erfreute sich ihres Schutzes, weil er wie ein Kind ihre Gesellschaft genoß, wie ein Kind ihr huldigte, sie bewunderte und verteidigte, und selbst wenn er ungestüm oder dringlich wurde, die Harmlosigkeit eines Knaben behielt, die ihr gefiel. So nahm sie sich gerade seiner besonders an, der in ihrem Kreise auch gesellschaftlich ein Fremdling war. Denn die übrigen waren Leute aus den vornehmeren Schichten, Goers der angesehene Staatsbeamte, einige Adelige aus Osterreichs ersten Häusern, ein höherer Offizier, mehrere Jünglinge aus den reichsten Familien der Stadt, ein Bankier mit den unleugbaren Gewohnheiten seiner jüdischen Abstammung, aber tadellos gekleidet und von anständigen Manieren. Unter diesen fiel natürlich Johann auf, der schüchterne, freundlich unbeholfene junge Mann, der die ländliche Herkunft, die Art des Arbeits- und Handwerkerstandes unwillkürlich selbst bei der größeren Freiheit und Leichtigkeit der Umgangsformen immerhin verriet, so daß der und jener ihm gegenüber sich etwa einen gewissen spöttischen Ton nicht versagen konnte, wie denn die meisten Menschen sich bei einem Mißlingen ihrer Absichten dadurch schadlos zu halten lieben, daß sie, wo es angeht, eines andern Spiel zu verderben

suchen, damit sie im Namen der Gerechtigkeit alle miteinander nichts haben. Gerade dies aber brachte Johann Freude, statt Verdruß. Da er zu bescheiden und nicht schlagfertig genug war, solche Ausfälle zurückzuweisen, tat es Menta für ihn und zeichnete ihn eben nach solchen Unannehmlichkeiten auffällig aus, so kam gerade der ärmste und neueste Gast oft in die Lage, bei Menta den Fürsprecher abzugeben, wenn einer der übrigen etwas durchsetzen wollte oder einen Wunsch hatte, den sie zu erfüllen sich weigerte. Bat Johann in seiner treuherzigen und offenen Weise darum, so gab sie lächelnd nach. Auf diese Art war er in ihrem Kreise der jüngste, obgleich mancher weit unter ihm stand an Jahren.

Diese jüngeren Leute aber suchten ihre Jugend durch gehaltene Bewegungen, leidenschaftlichen Ernst und übertriebene Huldigungen vergessen zu machen, während er, indem er sich seinem Traum überließ, so jung blieb, wie eben jeder, der selbstvergessen seiner Sehnsucht lebt. Und jung ist auch jeder, der die entscheidenden, hohen Zeiten des Lebens in reiner Leidenschaft wahrnimmt. In dieser Jugend stand Johann. Sie verlieh ihm eine Leichtigkeit und Anmut des Wesens, die vielleicht nicht Mentas Liebe, wohl aber ihr heiteres Gefallen, eine gewisse

mütterliche Zärtlichkeit erregen konnte, die in jedem Weibe liegt, gerade wenn es tiefere Kräfte des Gefühls nicht preisgeben kann, eine heiter spottende Freundlichkeit, womit sie ihm zuweilen lachend durch das buschige schwarze Haar fuhr, oder auf die Hand schlug, oder seine Schulter berührte, wenn er etwas unbeholfen drolliges gesagt oder getan hatte. Traf er sie aber ein und das andre Mal allein, so beklemmte ihn eine heiße Angst, und er wagte nicht das zu sprechen, was er allein und seit langem sagen wollte. Das Glück ihrer Gegenwart schien ihm so stark und hoch, daß, mehr zu erbitten, ihm frevelhaft vorkam, als müßte er untwiderbringlich den Augenblick zerstören, der ihm gegeben war, wo er dem schönen Wesen gegenüber sitzen, es ansehen, das köstliche Bild ganz in sein Innerstes einschließen und besitzen konnte. Was sie sprach, hörte er nicht und wußte nicht, was er antwortete, nur daß die Minute kostbar war, wo diese Gestalt sich vor ihm durch den stillen Raum des großen Zimmers bewegte und in ihrer Schönheit ein erhabenes Geheimnis ruhevoll und klar vor ihm leben ließ. Denn was war das Dunkel ihrer Herkunft, ihrer früheren Schicksale, ihres gegenwärtigen Zustandes gegenüber dem Geheimnis dieser widerspruchsvollen,

stürlichen Züge, dieser dunkeln, blaugrauen Augen, dieses großen Mundes mit seinen himalen roten Lippen, ihres Schreitens, ihrer Ruhe, ihrer Hände, ihres hohen Halses, ihrer schmalen Schultern, ihres leicht aufglühenden Haares, ihrer einfachen, erlesenen Kleidung! Wie konnte sie Blumen, die ihr jemand brachte, halten, zu ihnen riechen, ihr ganzes Gesicht in den vollen Strauß vergraben und dann ihn zurücksinken lassen mit einer unvergeßlichen Geberdel! Und hätte er gesprochen, so hätte er sich und ihr nichts gesagt, was sie nicht wußten und die zarte Brücke des Vertrauens zerstört, die zwischen ihnen lag. Darum schwieg er ein um das andere Mal und saß wie ein Knabe, zufrieden und brav neben ihr, bis einer der Gäste, oder alle kamen, Lärm, Spott, Werben, Eifer in die Stille brachten und er in seiner Unbeholfenheit ganz in die Ecke gedrängt war. Aber das konnte ihm niemand nehmen, Menta anzusehen und dabei glücklich zu sein.

So war der Winter gekommen und Menta hatte sich eine wunderliche Erregung bemächtigt. Niemand wußte dafür einen Grund, aber jedem teilte sich dieser Zustand mit. Warum verlor sie immer häufiger das vornehme Gleichgewicht ihres Wesens, die sichere Ruhe in der Abwehr, warum unterlag sie seltsamen Launen, denen sie

sich sonst in Gegenwart ihrer Gäste nie überlassen hatte. Warum konnte sie, scheinbar ohne Veranlassung, plötzlich so tief erröthen, daß ihr Gesicht wie in Flammen stand, zittern, als ob eine innerste Kälte sie erfaßt hätte, ungeduldig sich erheben, die Augen mit der Hand bedecken und das Zimmer verlassen, wobei Fabrice ein Schluchzen vernommen zu haben meinte, dann nach einer Weile wieder kommen, mit gezwungenem Lachen das unterbrochene Gespräch aufnehmen und in Zorn geraten, wenn einer seine Verwunderung, seine Neugierde, über die seltsame Störung nicht beherrschen und sich nicht gleich ihr in die Lage fügen wollte. In einem Anfall solcher Erregung hatte sie einmal Goertz die Thür gewiesen und ihre Gesellschaft verboten. Demütig gehorchte dieser und entfernte sich. Am folgenden Tage war wieder ein kleiner Kreis im Zimmer versammelt und Menta bekam ein Billett. Sie sagte: „Was meint Ihr, Goertz kann nicht leben, ohne mich zu sehen, schreibt er.“ Dabei lächelte sie. „Aber ich bin sicher, er kann darum nicht sterben, weil er mich nicht sieht, was sollen also diese Worte? So seid Ihr alle. Aber ich muß leben können und Euch sehen und ertragen! Ihr fragt nicht, ob ich Euch und alles dulden kann.“

Dann meldete der Diener Goerz an, der denütig im Vorzimmer wartete. Niemand wagte, für den Armen ein Wort einzulegen, wobei auch eine gewisse Schadenfreude mitspielte, denn der mißvergnügte und gallige Mann war bei seinen Leidensgenossen nicht sehr beliebt.

Menta blickte um sich und schien irgend eine Aeußerung zu erwarten, als diese ausblieb, sagte sie endlich leise, man möchte ihn einlassen. Da trat der große, angesehene Herr gebückt ins Zimmer, stand, noch gelber im Gesicht als sonst und allen Hochmut gekränkten Selbstgefühls mit vollkommener Willenskraft unterdrückend, hart an der Türe und wartete, bis Menta mit einer ungeduldigen Geberde ihn aufforderte, Platz zu nehmen. Sie richtete aber während des ganzen Abends nicht einmal das Wort an ihn. Und auch er sprach nicht.

Oft lag über der ganzen Gesellschaft eine drückende Stille und jeder empfand die Leidenschaft, die düster und gebunden über allen ruhte und keinen Ausweg fand. Zu anderen Zeiten konnte Menta wieder in fieberhafter Aufregung alle zu Heiterkeit aufmuntern und ausgelassen die tollsten Dinge beginnen.

So gingen sie einmal in tiefer Nacht durch die Gassen der inneren Stadt. Die Stille der

schlafenden Häuser gebot der Heiterkeit und dem Lärm Einhalt. Aber Menta befahl, daß alle singen sollten, die jungen Leute waren bereit und stimmten ein deutsches Lied an. Menta sagte, daß verstehe sie nicht, sie müßten schon französisch singen. Ja was denn? Fabrice schlug vor „au clair de la lune“. Menta sagte verdrießlich: „Was soll uns das? Ihr müßt die Marseillaise singen, wenn ich Euch verstehen soll. Ich habe sie schon lange nicht gehört. Ihr kennt sie doch alle, nicht so? Görz, kennen Sie sie?“ So stimmten sie — gerade vor der alten Burg, sie waren vom Glacis gekommen — mit ungeübten Kehlen das Lied eines fremden Vaterlandes an.

Menta hatte den Zug so geordnet, daß einer nach dem andern einherschritt, sie selbst an der Spitze, dann der Oberst des Dragonerregiments mit klirrenden Sporen, dann der beliebte Finanzmann, dann Görz, dann die drei jungen Grafen, endlich Johann und Fabrice. Da ihr der Gesang nicht laut genug schien, feuerte sie mit heller, wohlklingender Stimme die übrigen an und führte in gemessener Anmut mit wiegenden Hüften und ernst ihren Trupp und schwenkte ein, um durch das alte Schweizertor zum Joseföplaz zu kommen.

Der Gardist, welcher dort Wache hielt, trat hart den Zug an und verbot den lauten Gesang.

Menta sagte in ihrem spröden Deutsch: „Versteht Ihr, was wir singen?“

„Nein. Aber hier darf nicht gesungen werden. Auch wird das Tor nicht passiert.“

Menta antwortete: „Wir singen ein schönes Lied, das darf immer gesungen werden. Und das Tor wird passiert.“

Der Mann sah die Frau, die sich schlant aufgerichtet hatte und ihn gebieterisch anblickte, verwundert an und entgegnete leiser:

„Hier darf nicht gesungen werden.“

Menta sagte darauf bloß: „Wißt Ihr wer ich bin? Ich darf hier alles? Versteht Ihr mich?“

Darauf trat die Wache unsicher zurück, gab den Weg frei und singend zog die Schar durch den Schweizerhof auf den Josefplatz, während sich hinter ihr verspätet das leise Klirren der Gewehre und fragende Stimmen der übrigen Wachmannschaft rührten. —

Am einem Februartage, wo dichter Schnee gefallen war, der die Stille des Dorortes verstärkte, so daß man das Klappern der Stühle aus allen fleißigen Werkstätten, die da Haus an Haus nebeneinander lagen, nur gedämpft,

wie aus der Ferne vernahm, verließ Johann früher als sonst, gegen 4 Uhr nachmittags sein Geschäft, es dunkelte schon, er ging in die Wohnung hinüber und kleidete sich um, er wollte zu Menta. Seine Frau ging im Speisezimmer auf und nieder, mit Arbeiten beschäftigt, er hörte aus der Kinderstube seinen Kleinen nach ihr rufen. Elisabeth antwortete freundlich; es schien ihm, sie blicke ihm ernst und versonnen nach, als er ihr Lebewohl sagte und wegging. Aber draußen auf der Straße, wo der tiefe Schnee lag, dachte er längst nicht mehr daran. Langsam und gleichmäßig fielen die schweren Flocken. Er schlug seinen weiten Mantel eng um sich und drückte seinen braunen breitkrämpigen Filzhut fest ins Gesicht. Das Wetter machte ihm Freude. Er liebte diese geheimnisvollen Schneetage, wo der Winter alles in einen leichten, dichten, zarten Schleier hüllte und in eine feine, traumhafte Ferne rückte.

So wandelte er in angenehmen Gedanken seines Weges, gegen die Stadt zu. Das Geschäft machte ihm immer mehr und mehr Verdruß, am Morgen kostete es ihm eine ordentliche Überwindung, aufzustehen und in die Werkstatt zu treten, in seinen Büchern wuchs das Schuldkonto übermächtig an, er brauchte viel

Geld, trug immer eine hübsche Barschaft bei sich, und gab sie leicht aus in seiner Gesellschaft, die nicht auf den Kreuzer zu sehen brauchte. Wenn er einmal gezwungen war, seine Rechnungen durchzugehen, mußte er erkennen, daß es mit seinem Hause keineswegs ordentlich stand, er fühlte einen Abgrund vor sich aufgetan, aber er konnte nicht zurück und wollte es auch nicht. Darum gab er es bald überhaupt auf, sich um diese stummen Anklagen zu kümmern und die Ziffern in ihrem unaufhaltsamen Sturze zu verfolgen, der einmal alle die fleißigen Webstühle, sein ganzes reinliches Haus, den Betrieb, der vielen Menschen, Spulerinnen, Lazenzieherbuben, Gefellen, alten, jungen Männern Nahrung gab, verschütten mußte. Er sah nur eben gleichmütig zu, wie die unverständigen Maschinen unbekümmert ihre Arbeit und mit der klappernden, frommen Treue ihrer Mechanik verrichteten, wie die fleißigen, stillen, gehorsamen Weberleute Tag um Tag auf den Schemeln traten, die Kette sorgsam zurüsteten, alle Lizen ängstlich knüpften, daß der Schuß durch die richtige Hebung fahren konnte und dann getreulich nach jedem Gang der Schütze die Lade anschlügen, daß der Faden dicht angetragen sei. Und er freute sich, wie Tag um Tag die Wogen des seidenen Zeuges

herausstraten und zu mächtigen Stücken gerieten, welche wie eine reiche Ernte von den Stühlen gelöst, das Lager füllten, obgleich kein Bedarf nach ihnen war und die Abnehmer zögerten. Manche Kundschaft hatte er schon verloren und oft gefühlt, wie sich dies und jene gute Hausfrau, vorsichtig und heuchlerisch von ihm zurückzog, denn niemand hat eine so feine Witterung für das Unheil des Nächsten, wie der Kaufmann, dessen Dasein auf einer strengen Ordnung aller Verhältnisse des eigenen und der verbundenen Geschäfte beruht.

Johann war nun froh, wie er konnte dem engen Kreise seines täglichen Lebens enttrinnen, den schweren Druck seiner Verhältnisse abzuwälzen, hinauszutreten in eine Gemeinschaft, der alles dies fremd und fern war, die keine Sorgen kannte, den groben Geschäften lächelnd zusah und sich dem feinen Reiz einer genießenden, die köstliche Stunde köstlicher gestaltenden Geselligkeit überließ, die nur ein Haus wußte, wo die Schönheit war, nur eine Kunst, dem Dasein seine besten Gaben zu entlocken und der fortrauschenden Gewalt der Zeit zu lauschen, worin der selbstverständlichen Muße eine wunderbare Musik erklang.

Als Johann in der Sonnenfelsgasse anlangte, bemerkte er vor dem alten Hause eine unge-

wohnte Bewegung und Unruhe. Ein paar Weiber, Männer, Kinder standen flüsternd und neugierig vor zwei Wagen, die mit kräftigen Rossen bespannt waren, deren dampfender Atem durch die kalte Luft mit blauem Rauche fuhr. Das eine der beiden Fahrzeuge war eine alte, vierstizige Kalesche mit einem breiten Kofferbord im Rücken und einem hohen Kutschbock. Sie war sowohl auf den Lederbänken innen, als außen auf dem Bord und dem Boock mit Koffern und Körben dicht bepackt, die eben vom Fuhrmann verschnürt wurden. Der zweite Wagen aber war eine kleinere, schwarzgelbe Chaise auf breit und hoch gewölbten Federn ruhend und nur mit wenigem Handgepäck beladen.

Von ungewisser Ahnung getrieben, eilte Johann die schmale Stiege hinauf, die ungewöhnlich hell beleuchtet war und von Stimmen, Schritten, Geräuschen hallte. Die Wohnungstüre stand mit beiden Flügeln offen. Johann betrat den Vorraum, der alte Diener ging hastig ohne Gruß an ihm vorüber, aus der Küche drang der Lärm einer befehlenden Stimme, auch die Thür ins Wohngemach war aufgetan, dort stand das Unterste zu oberst, alle Möbel weggerückt, die Schränke weit offen, die Laden hervorgeschoben, dies und jenes weggeworfen auf den

Boden, kurz der ganze sonst wohlabgeschlossene und geordnete Raum in hastiger Zerstörung verrüttet. Hier war niemand, dagegen hörte Johann Mentas leise eindringliche Stimme aus ihrem Schlafzimmer. Da niemand ihn melden konnte, trat er ein und sah Menta mit ihrem Kammermädchen beschäftigt, die letzten Vorbereitungen zu einer schleunigen Abreise zu treffen. Sie war vollkommen reisefertig angetan, schon hatte sie eine gefütterte Spitzenhaube um und stand in einem mächtigen Pelzmantel in der Mitte des ganz verwüsteten Zimmers. Auf der Marmorplatte der Toilette befanden sich ein paar geöffnete Flacons, lagen Handschuhe, ein Lederkästchen mit allerhand nötigen Reisesachen war noch aufgeklappt.

Als Menta den Eintretenden bemerkte, sagte sie verdrießlich:

„Dachte ich mirs doch, daß einer gerade im letzten Augenblick kommen wird. Sie sehen mein Freund, ich gehe fort. Ich wollte es abmachen, ohne mich von Euch zu verabschieden. Ersparen Sie mir alles, was Sie sagen wollen und leben Sie wohl.“

Johann machte eine so erstaunte Miene und tat gar nicht bereitwillig, ihr den Abschied zu erleichtern, sondern war so tief bekümmert und

erschüttert, daß Menta lächeln mußte und ihre Kammerfrau mit einem Auftrage wegschickte. Nun, mit dem armen Burschen allein, sah sie ihn entschlossen an.

„Ja, was ist denn geschehen, um Gotteswillen? Warum denn auf einmal dies? Ich habe ja nichts geahnt.“

„Darf ich etwa nur das tun, was Ihr ahnt, meine Lieben?“

„Aber ich darf doch fragen. Menta, Sie lassen mich hier? Was hat man Ihnen getan?“

„Nichts, nichts. Ich will fort. Ich habe genug von allem, von Euch, von dieser Stadt, von allem, von allem.“ Sie machte eine Geberde grenzenlosen Überdrusses.

„Ich kann einfach nicht mehr. Es war ja lang genug.“

Johann schwieg und kämpfte hilflos mit seiner Erregung. „Was habe ich Ihnen getan, ich habe Sie gewiß nicht mit Wissen belästigt oder gekränkt und sagen Sie mir doch, wer Ihnen etwas Böses getan hat. Aber gehen Sie nicht so fort.“

Menta fuhr ihm mit ihrer unwillkürlichen Geberde durch das Haar. Da stürzte er erschüttert vor ihr nieder und verbarg seinen Kopf aufschluchzend und zitternd in ihrem Mantel. Sie war

nun selbst bewegt: „Aber was fällt Ihnen denn ein, Sie kindischer Mensch, was weinen Sie denn, was habe ich Euch denn Gutes getan, daß Ihr so an mir hängt? Ich will das ja gar nicht. Ich brauche Euch nicht. Laßt mich doch in Frieden gehn.“

Johann sagte nichts und weinte nur heftiger mit erschütternden Stößen, die aus dem Grunde seines Herzens drangen und vergrub seinen Kopf immer tiefer in das Pelzwerk ihres Mantels.

„So stehen Sie doch auf, Johann, es kann ja jeden Augenblick wer kommen. Um Gotteswillen, seien Sie doch nicht so kindisch. Was wollen Sie denn von mir?“

„Gehen Sie nicht fort! Lassen Sie mich nicht allein, Menta!“

„Aber ich muß doch!“

„Warum, warum? Sie dürfen nicht. Sie können mich nicht allein lassen, nachdem ich in dieser Stadt Sie gefunden habe, Ihren Anblick, Ihr Gesicht, Ihre Stimme, Menta, Ihre Hände, Ihre Hände,“ er riß mit hastiger Geberde ihren Arm an sich und küßte ihn zum erstenmal mit kindlicher, fassungsloser Zärtlichkeit.

Menta beugte sich unruhig zu ihm nieder und suchte ihn aufzuheben.

„Nein, nein, ich lasse Sie nicht. Ich hänge an Ihnen. Sie dürfen mir nicht fort. Es sollen nur Leute kommen. Das ist ganz Recht.“

Menta fuhr zornig auf: „Sie wollen mich hindern, was fällt Ihnen ein, kommen Sie zu sich.“

Johann blickte auf: „Sie sollen fort, Menta, gut, wenn Sie es wollen, wird es schon recht sein. Aber ich kann ja mit. Nehmen Sie mich mit.“

Menta lachte laut, aber ein wenig verlegen: „Was fällt Ihnen ein, Sie Närrchen, Sie haben ja Ihr Geschäft, Ihre Frau, Ihr Kind zu Hause, wie können Sie denn fort?“

„So gut wie Sie, Menta, ich bin ohnedies unnütz, was taug ich ohne Sie! Wenn Sie fortgehen, bin ich weggeworfen. Nehmen Sie mich mit, Menta.“

„Was soll ich denn mit Ihnen anfangen, ich fahre ja weit weg, nach Frankreich, nach Hause, ich habe selber nichts, ich weiß gar nicht, was ich beginnen werde.“

„Umso besser, dann können Sie mich brauchen. Eine Dame kann ja gar nicht allein durch die weiten Länder reisen. Denken Sie an die verworrenen Verhältnisse. Sie brauchen jemand, der Ihnen hilft, der für Sie sorgt.“

„Aber ich habe doch meinen alten Diener.“

„Ach was, der, Sie brauchen einen andern Schutz. Ich verlange gar nichts von Ihnen, Menta, gar nichts, nur daß Sie mich bei sich lassen, daß Sie mich jetzt nicht davonjagen. Sie sollen ganz frei sein. Wie Sie wollen.“

„Ja und dann fesseln Sie mich draußen irgendwo, ich kann Sie ja dann noch viel weniger forttreiben, als hier.“

„Wenn ich Ihnen lästig bin, vertreiben Sie mich! Wenn es später einmal sein muß, ich will ja gehen, aber jetzt nicht! Jetzt nicht!“

„Ruhig, da kommen die Leute.“ Die Kammerfrau, der Diener standen, gleichfalls reisefertig, an der Türe. Menta winkte ihnen: „Haben wir alles?“ Die beiden nickten bejahend. Johann sah Menta fragend an. Diese ließ ihre Diener vorangehen, dann blickte sie noch einmal ernst, aber ohne Bewegung, die beiden vertrauten Räume an, ging zu jedem Schrank und sah in die offenen Laden, überzeugte sich, daß auf dem Tisch im Wohnzimmer die Briefe lagen, die sie, offenbar zum Abschied, hier lassen wollte. Johann folgte ihr auf Schritt und Tritt. Dann ging sie durch das Vorzimmer, durch die Wohnungstüre, auf die Stiege, ohne sich umzusehen, Johann folgte ihr. Sie schritt

eilends die Stufen hinab, auf denen von dem oberen Stockwerke, von unten, aus dem Dunkel leise Stimmen ihr nachflüsterten, Johann ging hinter ihr. Vor dem Haustor stand die kleine Chaise, der alte Diener hielt den Schlag geöffnet, die Kammerfrau ordnete noch einiges am Gepäck, der Rutscher saß bereits auf dem Boock und hielt mit angezogenen Riemen die eifertigen Pferde im Zaum, welche schnaubten und leise wieherten.

Rasch und mit einem leichten Schwung den gewichtigen Mantel aufhebend, bestieg Menta den Wagentritt und nahm Platz, Johann schlüpfte ihr eilends nach. Der alte Diener schlug die Türe zu und stieg behend auf den Sitz neben den Rutscher. Die Kammerfrau fragte, vom andern Wagen her, wo sie beim Gepäck einen Platz finden mußte, mit kreischender Stimme etwas, das man nicht genau verstand. Menta klopfte ungeduldig an das Fenster. Ein Ruck, die Pferde zogen an, der Schnee knirschte, die stille Gasse schien zu schwanken, ihre trüben Lichter sich zu bewegen.

Johann fühlte sein Herz stille stehen, als er neben der fremden Frau saß und in die Ferne fuhr.

XII.

Vor dem Hause der Bilgerischen Weberei in der Schottensfeldgasse stand, abermals an einem Wintertage nach etlichen Jahren, wiederum in der Zeit der Dämmerung — eben wurde überall Licht angezündet — ein kranker, gebückter Mann, der sich in seinen ziemlich abgetragenen Mantel fest eingewickelt hielt und in der Kälte zuweilen leise hustete. Er stand etwa schon eine Stunde dem Hause gegenüber und wartete, ohne selbst eigentlich zu wissen worauf. Er sah, daß noch sein Name über dem Haustore in schwarzen Lettern stand, er hörte auch, daß in der Fabrik gearbeitet wurde, von Zeit zu Zeit gingen Leute aus und ein, die ihn nicht beachteten. Er glaubte auch das Klappern der Stühle zu vernehmen und konnte, wenn einer das Thor öffnete, sogar in den Hof sehen und von der offenen Seite des freistehenden Hauses her auf die kahlen Bäume des Gartens dahinter.

So war er auf und ab gegangen und wartete, als gegen fünf Uhr sich abermals die Thüre öffnete und die stattliche blonde Frau mit unbedecktem Haupte, ein Wolltuch umgeschlagen, heraustrat.

Hinter ihr klang die jauchzende und verlangende Stimme eines Kindes. Sie blieb stehen, sah sich lächelnd um und reichte einem kleinen Bürschchen die Hand, das ihr nachlief und nun in ihre Kniee hineinschwarzend neben ihr herging. Sie blickte zu dem Knaben hinab und der Mann sah den Beiden nach, bis sie um die nächste Ecke bogen. Dann wartete er nicht länger und machte sich davon.

Nach einer Stunde bat er im Krankenhause um Aufnahme und da er sich außer durch sein heimatliches Leiden auch sonst als Bürger auswies, bot ihm das Spital eine bescheidene Stätte, wo er nach mannigfachen Irrgängen abermals in der Stille und in immer engeren, immer dichter um das bewegte Herz gelagerten Mauern ruhen mochte.

Hier fanden wir ihn -- einige Monate später — auf ein paar Stunden außer Bett, am Fenster, in den Hof hinausblickend, während er in vorübereilenden Träumen das leichte Spiel seines vertanen Lebens erblickte. Auf dem Hofe vor der Wohnung des Pfortners, lag eine große schwarze Raze, die sich der ersten, wärmeren Sonne des Märztages erfreuend, eine geraume Weile geschlafen hatte und nun, wach geworden, mit den Pfoten über Augen und

Schnurrbart fuhr mit einer so menschenhaften Bewegung stauenden Erwachens, daß Johann lächeln mußte. Dann rollte sie sich behaglich ein und begann sich zu lecken und ihren Pelz zurechtzuputzen, wobei sie von Zeit zu Zeit im Nachgenuße des angenehmen Schlafes gähnte und prustete. Dann nahm sie eine würdevolle Haltung ein, sah unverwandt und gerade mit weit offenen Augen vor sich hin und verharrte in strengem Ernst. Plötzlich schlich sich ein kleines weißes Rätzchen aus der halb angelehnten Thür hervor und umwandelte die große, wobei es vergeblich trachtete, ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Die Schwarze blickte unverwandt gerade aus. Die kleine Weiße schritt zierlich und kindisch immer enger um die Große herum, die ihr nach wie vor keine Beachtung schenkte, bis die Kleine endlich, wie ein ungezogenes Kind mit einer behenden Pfote und dreisten Miene der Schwarzen auf die Schulter schlug. Noch gab diese kein Zeichen, worauf die Kleine kühner wurde und fester zufuhr, nun stellte sich aber die Angegriffene plötzlich mit einem Ruck auf und sah sie kalt, drohend und fremd an, so daß der Kleinen alle Lust weiterer Neckerei verging und nichts anderes übrig blieb, als sich auf gute Art zu entfernen, was sie eilends und in ein

paar Sähen tat, ohne sich umzusehen, worauf die Große neuerlich sich zusammenkauerte und in die Sonne blinzelte.

Johann lächelte vergnügt über das Schauspiel, weil ihm auch ein komischer Vergleich einfiel, wie er, der kleinen, unvorsichtigen Spielkaze gleich, einmal vor der großen, dunkeln wilden Raze gestanden war und von ihrem Blick getroffen wurde.

Er fühlte jetzt wieder die alte Müdigkeit aufsteigen und alle Glieder seines Körpers mit Schwere bedrücken und gehorchte daher gerne der Wärterin, einer freundlichen Ordensschwester, als sie ihn ermahnte, sich wieder niederzulegen, da der Abend bald kommen werde, wo das Fieber sich leicht wieder stärker einstellen dürfte. Kaum hatte sie ihm zugeredet, als ihn auch schon ein Hustenanfall mit heftiger Erschütterung des ganzen Körpers ergriff, so daß er die Hilfe der geduldigen Frau nicht zurückweisen konnte, die ihn entkleidete, zu Bette brachte, zudeckte und ihm eine Schale Milch zu trinken gab. Von den übrigen Lagern her kamen die gewohnten, traurigen Geräusche verwandter Leiden, das Rasseln des Hustens, der aus gequälten Lungen sich angstvoll durch die Kehle heraufarbeitete, das Ächzen der Kranken, die sich umherwarfen und

eine Stelle suchten, die noch nicht wehe tat, um für ein paar Augenblicke eine Ruhelage zu gewinnen, dazwischen das Flüstern von abgerissenen Gesprächen, die sich vor allem ums Essen drehten, denn jeder hatte Hunger und war unzufrieden. Man sah auf den weißgetünchten, kahlen Raum, an dessen Ende ein mächtiges, lederbezogenes Lager freistand, wo jeweils der gefährlichste, besinnungslos eingebrachte Kranke zunächst zur dringenden Untersuchung hingebettet wurde, daneben ein Tischchen mit Flaschen bedeckt, sonst zwei Reihen gleichförmiger Bettstellen mit sauberem Zeug und grauen, rauhen Decken, aus denen abgekehrte, leidenschaftliche Gesichter mit rotgefleckten Wangen und heißen Blicken hervorsahen, hie und da ein magerer Arm, der verlangend ausgestreckt wurde. Über allem lag der scharfe, eindringende und allgegenwärtige Geruch des Spitals, der jeden Menschen, jedes Gerät, jedes Hemd und Kissen als zu diesem Hause zugehörig märkte.

Johann lag nun in seinem Bette wie die andern alle, halbwach in Gedanken, die immer mehr ineinander wuchsen, in Erinnerungen, die überdeutlich sich erhoben, miteinander verschmolzen, Ursachen und Wirkungen vertauschten und in Träume ausgingen, die doch nicht einem tiefen

Schlummer entsprangen, sondern einer fiebernden Müdigkeit, die neben diesem innern Leben scharf jedes Geräusch, jeden Sinnenreiz von außen schmerzlich angespannt empfand. Er hatte die Augen geschlossen und schien zu schlummern. Er dämmerte aber bloß in den abnehmenden Krankentag hinein. Sie und da hustete er, wurde stärker geschüttelt und führte ein Tüchlein zum Munde, richtete sich auf und sank nach dem Anfall zurück.

Als er so mit geschlossenen Lidern lag und die alten Erinnerungen immer wieder bedachte, glaubte er im Vorraume des großen Zimmers eine bekannte Stimme zu hören, oder wurde nur ein Traum so deutlich?

In der That waren zwei Besucher eingetreten, der Ortsrichter von Ottakring und eine alte Frau, welche draußen die Krankenschwester nach Johann Bilgeri fragten.

Von ihr geleitet, standen sie jetzt stumm vor dem Krankenbett, dem sie sich zaghaft nur auf den Zehen genähert hatten. Sie glaubten ihn schlummernd. Er aber hatte sie kommen gehört und deutlich gefühlt, wie die Gestalten seiner Erinnerung plötzlich leibhaftig vor ihn traten und ihn ansprechen sollten. Nur wagte er es nicht aus Schwäche oder aus Furcht, sie möchten

wieder entschwinden. So hielt er die Augen geschlossen, daß er eine Weile ihr Flüstern vernahm.

„So ist er's doch,“ sagte die Frau.

„Ich erfuhr es aus dem Krankenausweise, der mir zukam, wo ich zufällig seinem Namen begegnete. Wir haben ihn ja jedes Jahr gesucht, Ihre Frau Schwiegertochter und ich, ihm nachfragen lassen. Und daß er gerade heuer zurückkam und hierher, wer hätte das denken können!“

Da schlug Johann die Augen auf und rief leise: „Mutter“. Die Frau beugte sich über ihn und begrüßte ihn bloß mit einem ernstern Blick.

Johann schob sich ganz an die Rückseite seines Bettes, um ihr Platz zu machen, so daß sie sich setzen konnte, immer ihn anschauend. Er griff mit heißer Hand nach ihren Händen. Sie sagte nichts, aber nach kurzer Weile schob sie ihm sein Kissen zurecht und strich ihm sein Haar aus der Stirne. Ihre rauhe Hand tat ihm wohl.

Den Ortsrichter begrüßte er später und sagte lächelnd: „Dahier sehen wir uns also wieder. Ich habe Sie gleich erkannt, Herr Ortsrichter.“

„Freilich, freilich, sind Sie wieder hier, Sie Ausreißer, nun wollen wir Sie aber nicht so leicht loslassen.“ Er wollte noch etwas weiteres

sagen, besann sich aber, daß die Lage es nicht recht gestatte und unterdrückte den Gedanken, bis auf den Schluß: „Nun, wir werden ja sehen. Jetzt lasse ich Sie mit Ihrer Frau Mutter. Ich komme schon wieder und schaue mich nach Ihnen um. Lassen Sie sichs derweilen gut gehen und halten Sie sich ruhig, daß Sie uns bald gesund werden.“

Damit ging er.

Johann lag nun da, seine Hände in denen der Mutter und schwieg zuerst, schloß zuweilen die Augen, öffnete sie wieder und lächelte, wenn er den Blicken der Mutter begegnete.

Dann sprach er: „Bist Du mir recht böse gewesen, Mutter? Wie kommst Du denn nach Wien? Weil ich nichts von mir habe hören lassen? Ich bin viel in der Welt herumgestrichen. Wo war ich überall! Warum habe ich denn gar keine Ruhe gehabt, Mutter? Es ist doch sonderbar, daß einer nirgends bleiben kann. Es treibt einen. Was macht denn die Elisabeth? Die wird sich auch wundern. Spricht sie von mir? Sie ist hier geblieben mit dem Buben. Sie hats wohl schwer gehabt. Und war doch auch ein Kind. Kannst Du Dich noch erinnern an den Garten draußen im Felsenhaus? Wie weit ist das alles weg!“

Die alte Frau winkte ihm Ruhe. So schwieg er gehorsam und sie saß still neben ihm, denn sie hatte eine schwere Zunge und es wäre ihr auch sonst nicht leicht gewesen, zu diesem Burschen zu sprechen, der wahrlich so gelebt hatte, wie sie es nicht verstand. Wäre er glücklich und gesund gewesen und hätte sie ihn im Wohlstand nach allen Jahren der Trennung wiedergesehen, dann hätte sie als arme, unwissende Frau alles recht und gut befunden, was er gedacht und getan, wenn sie es auch nicht verstand. Nun er aber krank und elend im Spital vor ihr lag, sah sie die bittere Gerechtigkeit des Schicksals, das den Unsteten, den Pflichtlosen niederzwang und mit dem Tode strafte, den sie selbst mit eigenen Augen sehen mußte, obgleich sie nicht viel verschuldet. Aber doch, sie hatte ihr Kind nicht gehalten, sie hatte es aus der Hand gegeben, freilich in bester Absicht, aber nicht gehütet. Da war es in den Strom des Lebens gerissen worden und hatte keinen Halt gehabt in den Versuchungen. Er hatte nicht geglaubt und war nicht zufrieden gewesen mit seinem Schicksal. Sie konnte es nicht verstehen, daß er, der solches Glück gehabt hatte, so unbescheiden alles wegwerfen konnte, was er besaß. Sie wußte auch nicht, was ihn von Haus

und Weib und Arbeit weggetrieben, nur daß er die Gebote Gottes verachtet und sich um seine Pflicht nicht gekümmert hatte. Aber sollte sie ihn jetzt strafen, wo ihn Gott gestraft hatte, ihm zürnen, wo ihm das Leben wahrlich genug angetan hatte. Sie wollte lieber zufrieden sein, daß sie ihn wieder hatte, daß er da war, daß er schwach war und und nicht mehr von ihr weggehen konnte. Vielleicht hatte der Bursch jetzt ein Einsehen und Gott Geduld und Verzeihung. Johann war ja immer gesund gewesen, warum sollte gerade er so jung sterben. So schlimm mußte es doch nicht sein, daß sie, die alte Unnütze den eigenen Sohn überleben sollte, den eine Frau, ein Kind noch brauchten. Verstehe ein Klügerer, was der Mensch und was das Leben mit ihm wollte. Aber sie hatte den Schmerz und durfte weder, noch konnte sie weinen. Sie blickte nur immer finsterner und trüber und senkte dabei den Kopf, den sie sonst wohl noch aufrecht trug.

Johann sah sie lächelnd an und glaubte, jeden Zug ihres Gesichtes wiederzufinden, das er so lange aus den Augen verloren. Die schmale Stirne, die jetzt so vielfältig gerunzelt war, wie die Winkel der Augen in der braunen, dürren Haut. Wie lieb mußten diese Fältchen sich legen, wenn sie lächelte. Die Nase, die

immer schön, schmal und gestreckt gewesen, war spitz geworden und die Lippen waren eingesunken, da sie keine Zähne mehr hatte, aber es war noch immer der strenge Mund der Mutter. Und das schwere schwarze Haar von damals hatte nicht ganz seinen Glanz verloren, nur von vielen silberweißen Fäden war es durchzogen. Und jedes weiße Haar kam von einer schweren Stunde die vielen von vielen. An jeder Runzel hat ein Kummertag gearbeitet. Glückliche Tränen stiegen in ihm auf, verdunkelten seine Gegenwart und rückten sie wieder in den unendlichen Traum des gelebten Lebens.

Er flüsterte erregt: „Du hast sie nicht erkannt Mutter.“

Die alte Frau wußte nicht wen er meinte, aber sie nickte.

„Sie war wunderbar.“

Die Mutter antwortete nichts und bat ihn nur mit ihrem Blick, er möchte schweigen und sich nicht beunruhigen.

„Warum habe ich nicht bleiben können, wie ich war? Ich bin doch kein schlechter Mensch. Nicht schlechter wenigstens, als die andern. Aber ich konnte nicht alles bezwingen, was ich gedacht habe. Das ist mir immer seltsam vorgekommen, daß jeder Mensch alles denken kann

und es verschweigt, herunterwürgt und nach außen friedlich tut, wie einer, der kein Wasser trüben kann. Ich hab das nie mögen. Ich hab's nicht können. Warum hat es mich so herumgetrieben? Ich hab eigentlich nie gewußt, was ich will. Ich habe mich leben lassen. Aber ich glaube Mutter, den andern geht es auch nicht anders. Am Ende weiß keiner, warum er so tut, wie er tut. Wenn man stirbt, weiß nur Gott, warum man gelebt hat."

Da sah ihn Agnes fest an und sagte: „Ja, der weiß es schon. Aber Du hättest so leben sollen, wie er es will.“

Johann lächelte vergnügt: „So hab ich auch gelebt. Aber was sich Gott dabei gedacht hat, möcht ich doch wissen. Er läßt einen herumirren manchen Tag lang, man sehnt sich und weiß nicht, was man eigentlich möchte und tut was, weil mans muß, aber es führt zu nichts, höchstens, daß man wieder in ein neues Treiben kommt und wieder nicht bleiben kann. Man bringt nichts zuwege, als daß man die schöne Zeit verbraucht. Es drängt einen vorwärts. Und mit einem mal ist man in einem Winkel und liegt da und ist fertig. Aber auf das Ganze kommt's an, daß man gelebt hat alles Vergangene, das Wandern, das Heiraten,

das Kind, das Land, die Stadt, die Arbeit, der Kaiser in Schönbrunn, Menta, die Reise, draußen das große Land, alles Elend, alles zusammen, das ist's! Dann hat man gelebt. Wenn ich heute oder morgen sterbe, ist es doch nichts gewesen und jetzt ist es alles“

Sie schüttelte den Kopf und schien unzufrieden.

„Das schadet mir ja nichts, Mutter. Ich muß jetzt reden. Du kannst Dir gar nicht denken, wie das ist, wenn man so lange schweigen muß. Ich habe niemand gehabt, zu dem ich reden konnte. Was ich mir gedacht habe, das hätte niemand verstanden, weil ich es auch nicht deutlich sagen konnte. Ich bin nicht zum Reden gemacht. Und meine Frau hätte mich nicht anhören wollen, ebensowenig wie Du. Das alles versteht sie nicht, wenn sie auch sehr gut ist. Und Du verstehst es nur jetzt, nur weil ich da vor Dir liege. Aber wer so stumm bleiben muß und niemand hat, dem bleibt nichts übrig, als daß er alles das tut, was er denkt. Man versucht eben und muß sehen, was dabei herauskommt. Bei mir ist's freilich nichts recht Geseheites gewesen. Aber wenn einer etwas Ungeheueres verschweigt, dann tut er was Ungeheueres. Das hab ich gesehen. Weißt Du, wie groß das sein kann, daß es einen Menschen gibt, der träumt und

denkt und schweigt und auf einmal anfängt, alles was er denkt, auch zu tun! Und alles ist möglich, weil er es will. Er ist da und hat niemand, der ihn versteht. Das ist ein Glück, denn sonst müßte er nicht alles tun, er könnte es sagen und dann wäre es aus, es bliebe ungeschehen, und das wäre schlimm, denn was geschieht, darauf kommt alles an. Jeder Mensch soll tun, was er muß, nicht gezwungen, nicht wie die andern es meinen, sondern wie er es denkt. Freilich muß es danach sein. Hast Du nicht gespürt, daß mit dem Kaiser Napoleon erst das Leben wieder angefangen hat? Vorher haben alle geredet und gebetet und gehorcht und nichts getan. Aber wie der zu träumen und zu handeln angefangen hat, da haben sie alle zu zittern begonnen. Er hat sie aufgerührt. Sie haben das Herz in der Brust gespürt, nicht mehr bloß den Magen im Leib. Sie haben gehaßt und haben geliebt und haben gewollt und was sie geredet haben, für und gegen ihn, das haben sie auch getan. Jeder hat irgendwohin gehört. Er hat die Armeen geordnet, rechts und links, die seinen und die andern und hat sie marschieren lassen, und wer gesiegt hat oder gestorben ist, hat doch gelebt. Die Menschen haben ein Vaterland gehabt, jeder das seine, einen Traum,

ein Gefühl, einen Willen für ihn oder gegen ihn. Keiner hat mehr ruhen dürfen. Hast Du draußen auf dem Hof nicht den Lärm gehört? Ist dort alles still geblieben? Und meine Frau hat auch nichts gehört? Ich aber hab fort müssen. Du meinst, ich hätte bei Weib und Kind und bei meiner Arbeit bleiben sollen und meine Pflicht tun. Ich aber weiß, ich habe keine Ruhe gehabt, hinaus! Jeder gehört in die Welt, in die Armee und muß marschieren! . . . Dann haben sie ihn freilich geschlagen. Jeder der was tut, wird besiegt auf seine Art, jeder, der was will, geht daran zu Grunde. Und jetzt schläft wieder alles und wärmt sich. Bis wieder einer kommt und was will. Ich bin fertig. Aber auf meine Weise habe ich doch gelebt. Nicht wahr? Das mußt Du verstehen? . . .

Er richtete sich mit aller Kraft auf und sah sie so leidenschaftlich an, als wollte er ihr Verständnis aus dem innersten Herzen in ihren Blick herauflocken.

Sie aber faßte ihn sanft an beiden Schultern und drückte ihn nieder und sagte: „Ja, ja, Johann, Du wirst schon recht haben, aber sei nur ruhig.“

Johann gehorchte ihr willenlos und sprach nur vor sich hin: „Das wäre schlimm, wenn

Du mich jetzt nicht verstehen wolltest. Du bist doch meine Mutter“

Dann schlief er langsam ein.

Die alte Frau aber saß an seinem Bette und zählte jeden seiner lauten Atemzüge. — Sie hielt die Hände über dem Schoß gefaltet, diese Hände, die hier nichts mehr zu tun hatten und die keine Arbeit lieber getan hätten, als die unmögliche, ein Leben, das entfliehen will, auf dieser Erde festzuhalten. —

Nun war es Abend geworden, die Nonne hatte die Öllampe, welche in der Mitte des Zimmers hing, angezündet.

Und wie der Tag vorrückte, begannen die Kranken ungestümer zu werden, jedes Leiden und Fieber verstärkte sich und verlautete heftiger.

Ein mächtigeres Flüstern, Seufzen, Rufen, Sichwälzen, Betteln, Husten, Keuchen, Atmen erhob sich.

Draußen wurden Türen zugeschlagen, man hörte Schritte über die Fliesen des Ganges schlurfen, leidenschaftliche Gespräche wurden geführt.

Agnes achtete auf dies alles nicht und sah nur auf ihren Sohn, der ermüdet und unruhig schlief.

Offenbar bewegte ihn ein starker Traum, er wälzte sich in seinem Bette und behielt kaum

auf etliche Minuten eine bestimmte Lage bei, er redete auch aus dem Schlaf, aber nur abgerissene Worte, die man nicht verstand, Worte, die seiner Mutter den dunklen, nur sinnbildlichen Ausdrücken zu gleichen schienen, mit denen das Kind sich beholfen hatte. Sein Atem ging schwer aus der eingefallenen Brust.

Draußen wurde immer ungestümer verhandelt. Es mußten einige Leute beisammenstehen, man hörte verschiedene aufgeregte Stimmen, Einer erzählte, Frauen staunten verwundert, Männer beschwichtigten und verwiesen.

Hier im Saale schrie ein Kranker gellend auf.

Plötzlich erhob sich Johann, richtete sich mit glänzenden Augen auf, rang nach Luft, die Mutter wollte ihn stützen, sah ihn an, und fragte, was er wolle, er aber schien sie gar nicht mehr zu bemerken und rief mit lauter Stimme: „Er ist da! Er ist da! Ich habe ihn gesehen!“

„Wer denn?“ „Wer ist da!“

Eine fremde Wärterin kam zur Thüre herein.

Die Krankenschwester ging zu ihr, ein paar leichtere Kranke beugten die Hälse vor und schauten gespannt nach den beiden.

„Was gibts denn draußen?“

„Ach, Unsinn, es heißt, der Napoleon ist wieder gekommen. Er ist in Frankreich ge-

landet und hat sich wieder zum Kaiser ausgerufen."

Johann aber vernahm sie und sprang mit beiden Füßen aus dem Bette, schlug die Arme jauchzend in die Luft.

"Ich habe es ja gewußt. Er ist da! Er ist da!"

Entsetzt sprang die Mutter auf und wollte ihn wieder ins Bett bringen, er aber entriß sich ihr.

"So laß mich doch, was willst Du denn, ich bin ja ganz gesund. Ich will mich anziehen."

Die Krankenschwester sagte ihm: Aber es ist jetzt schon spät, sie können ja nichts anfangen um die Zeit, morgen früh werden wir wieder aufstehen."

"Mutter gib mir meine Kleider, ich muß mich anziehen." „Aber Johann, sei doch vernünftig, Du wirst doch nicht so spät am Abend aufstehen."

"Mutter, gib mir doch meine Sachen, wenn ich Dich darum bitte."

Diese hilflos rührenden Worte waren so eindringlich, daß die beiden Frauen ihnen nicht mehr widerstreben konnten. Sie halfen ihm in die Kleider. Er fuhr rasch und geschickt hinein,

stand bald völlig angezogen da und begann merkwürdig schnell und beweglich auf und abzugehen, die Wangen glühend, dabei flüsterte er vor sich hin, ab und zu durch starken Husten und Auswurf unterbrochen.

Mit einem male stand er still und horchte in die Nacht hinaus. Die Mutter konnte in dem gleichmäßigen, immer anwachsenden Lärm des Krankenzimmers nichts besonderes von draußen vernehmen. Er aber hatte richtig gehört. Denn plötzlich wurde am Eingang das schwere Thor aufgemacht, man hörte das Schloß umdrehen, den Flügel zurückweichen, Pferde stampfen, einen Wagen dumpf rollen und langsam einfahren, den lauten Atem der erhitzten Tiere gehen. Jetzt schwiegen auch alle Kranken unwillkürlich.

Draußen waren Leute um das Fahrzeug beschäftigt, man hörte ihre Rufe, Anordnungen eines Befehlenden, eine Last wurde herabgehoben, auf Schultern geladen, von Leuten getragen, man hörte deren ungleiche, schwere Schritte, das Aufschlagen der Schuhe auf den Steinboden. Zugleich fuhr der Wagen wieder fort, die Pferde trabten, die Hufschläge verloren sich in der Nacht, während die Tritte der Träger immer näher kamen.

Es klopfte an die Türe. Man öffnete sie schließlich von außen. Acht Männer trugen eine mächtige Last, wohl einen Kranken, doch nahm man keine menschliche Gestalt deutlich wahr, sondern nur eine ungeheure Masse, in Tücher über und über gepackt, welche man auf das offene Ledersofa am Ende des Raumes niederlegte, einer trug von dem davorstehenden Tischchen alle Flaschen weg, ein anderer stellte an deren statt einen Krug mit Wein und ein Glas hin. Man wollte dem Leblosen offenbar das stärkende Getränk einflößen, um ihn zu sich zu bringen.

Um diese Masse waren eine Menge Leute geschäftig, liefen ab und zu.

Plötzlich stand das Glas, ein breiter, bauchiger Kelch voll mit dunkelrotem Weine. Aber der schien nicht gebraucht zu werden, da der Leblose auf dem Lager wohl keinen mehr bedurfte.

Johann, der rastlos auf und abgegangen war und auf das plötzlich eingetretene Schauspiel nicht sonderlich geachtet hatte, schritt nun zu dem Ende des Zimmers hin, trat vor das Tischchen, ergriff das Glas Wein, schwenkte es hoch in die Luft und rief mit lauter, klarer Stimme, glücklich, leidenschaftlich und aus dem Grunde der Seele: „Auf Dein Wohl! Das bringe ich Dir!“

Und trank den Becher mit einem Zuge aus. Er hatte sich dabei zurückgebeugt, als er aber den Becher vom Munde nahm und auf den Tisch zurücksetzen wollte, entfiel er ihm, zerklürrte am Boden, während er selbst mit einem furchtbaren Stöhnen niederstürzte, so daß die Nonne und die Mutter ihn in sein Bett tragen mußten, wo er, ohne die Besinnung wiedererlangt zu haben, vor Mitternacht einem Blutsturz erlag und in den Kleidern noch, wie er war, aber in den Armen seiner Mutter starb.

Am nächsten Tage — in der Kapelle des Spitals war er eingesegnet worden — sollte er schon begraben werden.

Der Ortsrichter, der zeitig Morgens gekommen war, um nach ihm zu sehen, fand nur mehr einen wachsblichen, toten Mann, auf dessen Gesicht der kindlich unruhige Zug einem leichten, erlösten Ausdruck gewichen war, einem fast unmerklichen Lächeln. Oft bringt der Tod dies Lächeln über kalte Lippen. Im Leben haben es Sieger und da ist es voll Schmerz, denn die Sieger sind immer auch Besiegte, oder im Leben haben es auch arg Enttäuschte und Unterlegene, denn die Besiegten sind immer auch Überwinder.

Sofort ordnete der Richter an, der Leichenwagen möge nach Ottakring fahren, denn dem

Verstorbenen gezieme ein Grab im Orte, den er einmal in schweren Tagen vor arger Not durch mutiges Handeln vor dem Ärgsten geschützt habe. So sollte unserem Freunde seine einzige Tat mit einem Grabe gelohnt werden.

Die alte Frau stimmte zu. Viel war nicht zu tun. Rasch war der Tote in seinen Sarg gelegt, dieser in den Kastenwagen geschoben, die Pferde angeschirrt.

Langsam fuhr das Gespann hinaus, Agnes und der Richter gingen ziemlich schnell dem Wagen nach als die einzigen Leidtragenden.

Als dieser kleine Zug die Lerchenfelderstraße passiert hatte und eben in die Kaiserstraße gelangte, um über die Linie nach Ottakring zu fahren, holte er einen anderen reichlicheren Zug ein.

Mehrere schwer beladene mächtige Fahrzeuge polsterten lärmend dahin, Webstühle waren aufgepackt, deren Arme sich, noch mit ein paar letzten Fäden behangen, gähmend in der Luft bewegten, dann Möbel und allerhand Hausgeräte, Betten, zusammengeschnürte Kissen, Tische, Kasten, Stühle, der ganze Kram eines aufgelösten Hausstandes. Auf dem letzten Wagen saß eine große, blonde Frau, die einen kleinen Knaben neben sich auf dem Boock hielt.

Der Bube schwang lustig grüßend seine Arme und blickte lachend auf den Trauerzug.

Die blonde Frau sah erstaunt ihre Schwiegermutter hinter dem Leichentarren gehen und erschrak. Sie schluchzte plötzlich schwer auf und sprang von ihrem Sitz auf den Boden. Der Kleine wollte ihr nach. Sie ließ es aber nicht zu, sondern befahl ihm dem Kutscher an, der ihm denn auch gutmütig Zügel und Peitsche in die Hand gab, wodurch der Knabe gleich beschwichtigt und auf andere Gedanken gebracht wurde.

Seine Mutter aber schloß sich wortlos dem Zuge an, der ihren Mann zu Grabe führte. Die drei Leute, Agnes, Elisabeth und der Richter gingen rasch vorwärts, während hinter ihnen her das Jauchzen des Knaben ertönte, der in die neue Heimat fuhr, indes sein Vater, freilich auf andere Weise heimgebracht wurde.

Ende

Princeton University Library



32101 067517647